

Franz Theodor Wangenheim



**JACOB VON MOLAY
DER
LETZTE TEMPLER**

III

Franz Theodor Wangerheim

**JACOB VON MOLAY
DER
LETZTE TEMPLER**

Dritter Band

Historischer Roman

St. Jean d'Angeli
Verlag von Joh. Fr. Hammerich, Altona
1838

Inhaltsverzeichnis	
Erstes Kapitel	7
Zweites Kapitel	16
Drittes Kapitel	26
Viertes Kapitel	39
Fünftes Kapitel	52
Sechstes Kapitel	68
Siebentes Kapitel	79
Achstes Kapitel	91
Neuntes Kapitel	99
Zehntes Kapitel	115
Elftes Kapitel	126
Zwölftes Kapitel	133

Erstes Kapitel

Niemals war des Königs Zeit so knapp eingeteilt gewesen, wie jetzt, da er mit dem Papst nicht ganz einig werden konnte. Boten eilten hin und wieder, doch keiner von ihnen brachte den endgültigen Beschluss des hart gedrängten Oberpriesters, dessen Residenz in Frankreich einer Gefangenschaft gleich. Es musste etwas Großes, Unerhörtes sein, an dessen willkürlicher Ausführung König Philipp stutzte. Wenn man allen Gerüchten in Paris Glauben schenken wollte, so war es auch in der Tat etwas Unerhörtes, denn König Philipp sollte beim Papst, und zwar durch Wilhelm von Paris, eine Klage gegen die Tempelherren haben anbringen lassen, und der Antrag sollte dahin lauten, diesen ganzen berühmten Orden auszurotten. Ja, man wusste sogar in Paris den Inhalt der päpstlichen Briefe, welche der König erhielt, obwohl sie schwerlich in andere Hände gelangten als in die des Herrn und seines Geheimen Rates. Bei solchen Umständen war es leicht zu erwarten, dass Jacob von Molay alle Mittel ergreifen musste, um sich und den Orden vor dem Superior zu entschuldigen. Er war selbst nach Troyes gereist, forderte Aufschluss vom Papst. Doch der forderte des Großmeisters Gutachten über die Verbindung der drei kriegerischen Orden - und nichts weiter. Jetzt entspann sich in des Großmeisters Kopf ein ganz besonderer Gedanke, und der Großmeister, wie er ihn weiter und immer weiter dachte, fühlte sich beruhigt in dem Gedanken: »Der Kardinal von Ostia hatte also die Wahrheit gesprochen. Drei Orden werden das Gelobte Land erobern. Die weltlichen Ritter stehen zurück gegen uns. Das mag freilich zur Eifersucht spornen. König Philipp, der beste Sohn der Kirche, ausgeschlossen von einem solchen Unter-

nehmen, einehrgeiziger Herr - freilich, freilich, muss das ihn am meisten kränken. Darum also die vielen Boten vom Papst und an den Papst! Das Volk ist töricht, um etwas anderes darunter zu vermuten, und der Neid des Volkes hat so erbärmliche Dinge gegen uns erfunden.«

Da aber fiel dem Großmeister der Name Wilhelm von Nogareto ein, der Waffenschmied, der Prior von Montfaucon und Noffo Dei. Und wie er sich auch zu beruhigen strebte, es wollte ihm nicht gelingen. Selbst des Dauphins und Montroyals unüberlegtes Verfahren war, wie leicht zu begreifen, dem König zu Ohren gekommen. Seine Diener hatten nicht ermangelt, den Hergang mit den grellsten Farben auszuschnücken. Bei einem seiner Besuche am Hof hatte sich der König bitter über diesen Gegenstand ausgelassen, und der Großmeister hatte Mühe, sich darüber zu entschuldigen. Philipp ging bei dieser Gelegenheit von seiner gewöhnlichen Art und Weise, wie er Beleidigungen vergalt, ab. Er verständigte sich ganz und gar mit dem Großmeister, sprach davon, wie es sehr leicht möglich wäre, dass in dem freudeerfüllten Paris dieser oder jener irgend einmal aus dem Geleise träte, dass die nächtlichen Wanderungen so jungen Kriegsmännern nicht zu verdenken wären; dass alle Regeln des Ordens wohl einigermaßen gemildert werden dürften und dass vielleicht ein Becher Wein die beiden Herren zur Unbedachtsamkeit verleitet haben könnte.

Überraschender noch als des Königs Sanftmut kam dem Großmeister ein zufälliger Vorschlag des Königs.

»Ihr wisst«, sprach Philipp, »wie hoch ich Euch schätze. Der Bube, den Ihr mir über die Taufe gehoben habt, wird kräftiger und stärker als die Übrigen. Ich mag das. Ein Mann muss mannhaft sein. Geist und Körper müssen da im Zusammen-

klang stehen und schon der Anblick soll ihn zum Fürsten der Schöpfung stempeln. Darum, lieber Vetter, habe ich mir so eines ausgedacht und ich bin überzeugt, Ihr haltet es nicht ganz ohne. Seht her! Der Papst will, wie ich höre, aufs Neue das Kreuz predigen. Das ist ganz gut! Die drei kriegerischen Orden aber werden miteinander um den Vorzug buhlen. Die vom Hospital werden denen vom Tempel die Anwartschaft auf den Thron von Jerusalem streitig machen. Und wenn auch die deutschen Ritter, was ich gar sehr bezweifle, sich still genügsam zurückgezogen halten, so dürfte es doch leicht zwischen den beiden bedeutendsten Orden wieder zur blutigen Fehde kommen, wie ich das mehr als einmal schon erlebte. Da, lieber Vetter, habe ich nun einen Ausweg gefunden, meine ich. Was tut der Name zur Sache? Streben wir doch alle für die Glorie des Kreuzes. Und mögen wir so oder so heißen: Wir bleiben Kämpfer Christi. Eine gewisse Hochachtung flößt schon die Geburt eines Königskindes ein. Verehrung gebietet schon die Majestät, welche von Gottes Hand über einen Menschen ausgestreut wurde, und der übermütigste Stolz beugt sich vor der Königlichen Hoheit. Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, lieber Vetter?«

»Majestät«, versetzte Jacob von Molay, »was Ihr da zu behaupten geliebt, das mag wohl von allen Menschen gelten, die sich irgendeinem weltlichen Fürsten untertan fühlen. Doch von den Tempelherren, die nur den Papst ...«

»Nicht weiter, lieber Vetter!«, unterbrach ihn hastig der König. »Die Privilegien, welche Päpste gegeben haben, können Päpste nehmen!«

Jacob von Molay lächelte. Er sah den König so treuherzig dabei an, dass dieser den Blick nicht ertragen konnte, und mit einer raschen Wendung wieder zu dem Hauptgegenstand ge-

langte. Doch die Wallung war nicht zu verkennen, als Jacob von Molay sich auf die alleinige Oberherrschaft des Papstes berief.

»Das beiseite!«, lenkte der König wieder ein. »Ihr, der Kirche bester Sohn, werde gewiss dem Orden nicht in den Weg treten. Doch Frankreichs Ehre und Ruhm zu erhöhen, möchte ich wohl alle Ritter dieses Weltteils einem Herrn gehorsam machen, in dessen Adern französisches Blut fließt. Möge der Name schwinden, wenn nur die Sache bleibt, und dreimal Heil dem französischen Thron, wenn sein Spross das Haupt eines alleinigen Ordens ist, der alle christlichen Ritter in sich begreift - ein königlicher Orden muss es sein! Das wird der unwandelbare Pfeiler, auf dem die Christenheit ruhen kann; die kühne Stirn, gegen heidnisches Unternehmen und Unterfangen, die ruhig thronende Sicherheit des Kreuzes, die gottgefälligste Tat, das herrlichste Beschließen in meinem ganzen Leben!«

Wie plötzlich, wie weit ab schweifte König Philipp in diesem Augenblick! Und wie auch Jacob von Molay wohl bewandert war in der Rede, so fehlten ihm in diesem Augenblick doch die Worte. Stand nicht Philipps Plan seinem Hofen gerade gegenüber? Wo blieb die Hoffnung für ihn, wenn ein königlicher Prinz an die Spitze der Ritterschaft gesetzt wurde? Des Menschen Herz ist ein unerschöpflicher Born. Nicht möglich ist es, es völlig zu ergründen. Und wer möchte dem Großmeister Jacob von Molay verdenken, wenn er, nach allem, was ihm in Paris nun vorgekommen war, nicht mehr so gerade und offenherzig seine Gedanken kundgab, als dieses ehemals stets bei ihm der Fall gewesen war? Nach langem Überlegen, während des Königs Blick erwartungsvoll an seinem Mund geangen hatte, fragte er, ob auch Seine Heiligkeit

der Papst mit der Absicht des Königs einverstanden wäre.

»Lieber Vetter«, versetzte Philipp, der Heilige Vater zu Rom hat etwas anderes zu bedeuten als der Heilige Vater zu Avignon! Und Gott gedankt, dass ich Herr in Frankreich bin! Dass meine Befehle gelten und nicht die seinen! Villaret hat das sogleich erkannt und deshalb ist er nicht herübergekommen von Zypern - was soll mir Villaret? Gesund ist er, das weiß ich! Doch er schrieb dem Heiligen Vater, seine Gesundheitsumstände erlaubten es nicht, die Reise über das Meer zu machen.«

»Königlicher Herr«, unterbrach ihn der Großmeister, »wisst Ihr vielleicht, warum die Mahnung an Villaret nicht so dringend war als wie an mich? Warum wurde mir die Ehre eines päpstlichen Legaten zuteil und nicht ihm?«

»Lieber Vetter«, war des Königs schmeichelhafte Antwort, »könnt Ihr Euch das nicht selbst erklären? Seit lange schon, seit lange, sage ich, sind die Ritter vom Tempel des Papstes rechte Hand, und bei der Jungfrau, die wir verehren, dergleichen gute Stütze zu bewahren, steht dem Papst wohl an!«

Unmerklich war der schmeichelnde Ton des Königs in Bitterkeit übergegangen.

Der Großmeister merkte es wohl. Doch behielt er Fassung und fragte, scheinbar ruhig: »Weiß Eure Majestät nichts von der Sendung an Villaret?«

»Doch, doch! He, Bourdon!«, rief der König zur Tür hin. »Bring mir das Schreiben Seiner Heiligkeit an den Großmeister der Hospitaliter.«

Der Diener vollzog den Befehl auf das Schleunigste, und der König reichte das Schreiben dem Großmeister, welcher es aufmerksam und halblaut las:

Die Könige von Zypern und Armenien bitten inständig, dass Wir ihnen zu Hilfe eilen. Wir haben Uns daher entschlossen, mit Euch und dem Großmeister des Tempelherrenordens darüber zu verhandeln. Da Ihr, in Rücksicht auf einen neuen Kreuzzug, Uns am besten raten könntet, weil Ihr, einesteils die beste Kenntnis des Landes habt, auch am ehesten über die Ausführung des Unternehmens berichten könnt, anderenteils niemand mehr als Ihr nach der Römischen Kirche bei dem Erfolg beteiligt ist: Wir verordnen daher, dass Ihr Euch bereithaltet, so geheim wie möglich, hierher zu gelangen, mit möglichst kleinem Gefolge. Diesseits des Meeres werdet Ihr eine große Anzahl Eurer Ritter finden, welche Euch begleiten. Sorgt aber, auf Zypern einen tüchtigen Befehlshaber zu lassen und wackere Ritter, um Eure Residenz verteidigen zu können. Da Eure Abwesenheit nicht lange dauern wird, so wird sie keinen Einfluss auf die Geschäfte des Ordens haben. Indessen möget Ihr doch nicht unterlassen, einige Ritter, die Weisheit und Eifer genug besitzen, uns treu zu raten, mitzubringen.

Bordeaux, den 6. Juni 13 ...

»Sonderbar! Sonderbar!«, äußerte er dann kopfschüttelnd. »Mich will man mit meinem glänzendsten Gefolge, mit meinen besten Komturen; und Villaret so geheim wie möglich, mit weniger Begleitung! Eure Majestät möge mir nicht verargen, wenn ich bei dem Papst selbst mich nach der Ursache zu diesem sonderbaren Benehmen erkundige? Überhaupt erscheint mir alles, was in neuester Zeit vonseiten des neuen Papstes mit dem Orden vorgenommen wird, nicht so ganz ... ehrlich ... wenn ich es sagen soll, und wie Eure Majestät das Heil Eurer Untertanen im Auge haben müsse, so obliegt mir die Pflicht für des Ordens Glieder.«

»Vergesst nicht, Großmeister der Tempelherren«, bemerkte Philipp mit dem Stolz, den unbeschränkte Macht erzeugt,

»vergesst nicht, dass die Tempelherren in meinem Reich meine Untertanen sind! Wenn ich also für das Heil der meinen Sorge trage, so sind die Ritter vom Tempel nicht davon ausgeschlossen. Väterlich muss ich ihr jetziges und künftiges Glück beabsichtigen, wie, wenn sie meine Kinder wären; die guten Kinder beloben, die bösen bestrafen ... Und dann, mit kurzen Worten auch: Ich kann es nicht ertragen, dass in meinem eigenen Reich ein anderer noch außer mir ein unbedingtes Wort zu sprechen hat, ein fürstlich es Wort - die eigenen Söhne dürfen es nicht! Viel weniger noch ein anderer, der nicht vom königlichen Stamm ist!«

»Was ist Euch plötzlich, Majestät?«, trat der Großmeister einen Schritt zurück. »Was entflammt Euren Zorn? Gelten Eure Worte mir? So muss der Erdenlauf sich geändert haben, denn der beste Sohn der Kirche kann unmöglich die Privilegien des besten Ordens gar zu ausgedehnt finden. Majestät!«, trat der Meister dem König wieder näher, »ich bin nicht gewohnt, mein wahres Empfinden zu verbergen; bin nicht gewohnt, einem König gegenüber eingeschüchtert dazustehen. Fürstentum ist die Hülle, die mich wie Euch umgibt! Und ... lasst es mich sagen: Es tagt furchtbar in meiner Seele - bei unserer lieben Frau, die wir verehren! Ich habe niemals gebebt, wenn tausend Speere mich umsausten, wenn von der Keulen Wucht die Lüfte zitterten, wenn das Sonnenlicht, von der Pfeile unzählbarem Schwarm ausgelöscht wurde. Aber jetzt ... jetzt, Herr König, bebt meine Stimme, an dem, was ich sage. Glauben wollte ich es nicht, was man mir geflüstert hat, und ich brauche nicht mehr zu glauben. Was man klar und deutlich einsehen kann, das braucht man nicht zu glauben!«

»Was seht Ihr ein? Was seht Ihr klar und deutlich ein?« Diese Worte hastig sprechend warf sich der König in einen

nahestehenden Sessel.

»Jetzt, Majestät«, versetzte Jacob von Molay mit einer Kälte, die den König entflammte, »jetzt, Majestät«, sprach er noch langsamer, »will ich meine wahre Meinung zurückhalten. Der Dauphin von Auvergne soll sie Euch schriftlich überbringen. Ich beurlaube mich, Majestät!«

»Nicht doch - nicht doch!«, fuhr der König vom Sessel auf. Eine jähe Zornesröte, ein Funken sprühendes Auge stellte seine Bewegung dar. »Ihr bleibt, Großmeister! Ihr bleibt hier, bis ich Euch die Erlaubnis gebe, Euch zu entfernen! Bedenkt, dass Ihr im Louvre seid! Und bedenkt zugleich, dass auch mein Arm bis in den Tempel reicht.«

»Welche Sprache, Sire? So hat Philipp von Frankreich niemals mit mir gesprochen! Nein, nein, Herr und König, Ihr irrt Euch zumal, wenn Ihr denkt, dass Jacob von Molay sich einschüchtern lässt. Dass irgendein Ungetüm hinter Euren Worten lauert«, fügte er sich aufrichtig hinzu. »Das sehe ich wohl ein. Doch wo ich auch stehen mag, sei es im Louvre zu Paris oder jenseits des Meeres unter glühendem Himmel: Mein Gott ist über mir, er schützt mich durch den Papst!«

Da trat die winzig kleine, unscheinbare Gestalt des Paters zwischen die beiden und Wilhelm von Paris krächzte dem Großmeister zu: »Mit Verlaub, edler Herr, dass ich Euch in Eurer Wallung unterbreche. Die heiligste Pflicht rief mich zu meinem Beichtkind, zu König Philipp von Frankreich. Wir sind durch den Zufall einer Mühe überhoben. Was Ihr jetzt dem König gesagt habt, hat er nicht nötig, mir zu vertrauen und Ihr selbst ... da ich eben mit Euch zusammengetroffen bin ... es ist mir der Weitläufigkeit halber ... nichts weiter ... So sagt mir denn ... hm ... ja! Nicht wahr, Herr und Meister?«

»Euch? Ich? Was hätte ich Euch zu sagen? Wie könnt Ihr

verwegen hintreten vor den König von Frankreich - der Pöbel mag Euer heiliges Gewand verehren. Da Ihr mich aber kennt, macht Ihr Euch lächerlich, breitbeinig dazustehen vor dem Großmeister der Tempelherren!«

Da loderte es plötzlich auf in des Paters grauen Augen in unzählbarer Wut. Über den Kopf empor reckte er die Arme, so weit er reichen konnte, mit ausgespreizten Händen, und mit einer Kraft, die man ihm nicht zugetraut hätte, kreischte er: »Was war das? Der Glaubensinquisitor des Papstes in Frankreich und lächerlich! Wahret Euch, Tempelherr! Über meine Lippen donnert der Strahl gegen Ketzer und jeder Atemzug, jeder Hauch meines Mundes trifft wie verzehrendes Feuer!«

»Wenn der Unsinn waltet im Louvre«, wandte sich Jacob von Molay zur Tür, »dann verlässt die Vernunft vernünftig das Haus.«

Trabanten des Königs streckten die Hellebarden vor.

»Bei unserer lieben Frau!«, rief der Meister mit bitterem Lachen, »die Hellebarden des besten Sohnes der Kirche drohen dem Meister des Tempelordens!«

»Wer gab den Befehl?«, donnerte der König den Trabanten zu. »Zurück, Ihr! Lasst ab von ihm! Lasst ihn durch! Wer gab den Befehl?«, fragte er noch einmal.

»Eure Majestät!«

»Pater, Ihr habt ihn gegeben!«

»Ja, mein König.«

Da wandte ihm Philipp den Rücken zu und sprach über die Schulter hinweg: »Ihr seid doch zu dumm, Pater.«

Zweites Kapitel

Es ist eine wunderbare Erscheinung, wie die Laune eines Königs wirkt; vorzugsweise aber bei all denen, welche mehr oder weniger von ihm abhängig sind. Sein Stirnfalten jagt die Höflinge wie furchtsame Schafe zusammen, wenn der Wolf sie umkreist. Die frohe Laune des Königs wirbelt nicht allein winzige, abgeschmackte Höflingsseelen zur Freude hinauf, sondern auch Männer von Wert blicken froher und freier um sich her. Wenn die Sonne am Firmament erlischt, wenn die drückende Mittagsschwüle den dunstigen Schleier vor sie breitet, dann verharret die Natur in einem traurigen Schweigen, in banger Erwartung dem Ausbruch eines drohenden Wetters entgegen sehend. So war es jetzt im Louvre, so war es in Paris. Der König - das sah jeder ein, der auch nicht eingeweiht war - der König trug sich mit etwas Ungeheurem. Nicht der geringste Teil des Hofes hatte die entfernteste Ahnung von dem, was es war. Es gab jetzt keine geräuschvolle Feste. Diese Erscheinung schrieb man aber den Neigungen des Königs zu, bei denen niemand zu beklagen war, als die Navarresin, des Königs Frau. Pontrouge hatte eine Entdeckung gemacht, die ihr wert erschien, in eine große Weltbegebenheit verflochten zu werden. Um allen Nutzen herauszuziehen, gab sich die Oberhofmeisterin zu einem Geschäft her, über welches sie Geburt und Rang erhoben hatte. Margot nämlich war jetzt nicht mehr die unbedeutende Tochter eines Waffenschmiedes, Margot war viel vermögend an König Philipps Hof, denn sie war das Ziel der Wünsche des Königs. Doch an der weiblichen Tugend des bürgerlich fromm erzogenen Mädchens war bis jetzt alle Überredungskraft gescheitert. Margot behauptete die weibliche Würde auf solche Wei-

se, dass sie selbst dem König Ehrfurcht einflößte. Eine unwandelbare Stütze hatte Margot an einem Bild, welches in ihrer Brust lebte. Damals auf Roucy hatte sie den schönen Wildgrafen gesehen, und wieder hatte sie ihn gesehen, als er mit Balthasar in sein Vaterland zurückzog. War es Liebe, was sie für ihn empfand? Das hatte Margot sich selbst noch nicht gestanden, aber es war das Gefühl, welches in seinen Wallungen riesengroß sich emporhebt, stets größer wird und stärker bis zum erschöpfenden Genuss. Edler regte es sich in Margots Herzen. Schönheit, der Inbegriff aller Bedingungen, der Einklang der herrlichsten Töne, die unbegreifliche Staffel, die höchste zur Göttlichkeit, der dichterische Schwung in des Schöpfers Meisterwerke. Schönheit war es, welche Margot so mächtig ergriffen hatte, dass sie den Verlockungen eines glänzenden Lasters widerstehen konnte. Graf Hugo, der schöne Rittersmann, ihm gehörte alles Denken, alles Sehnen der Jungfrau. Seinem Bild klopfen die Pulse ihres Herzens, und da man an König Philipps Hof für die Ausbildung ihres Geistes Sorge getragen hatte, so wurde es ihr möglich, das lebendige Bild mit geistigem Gewand noch zu verschönern. Wie hätte Margot an den Besitz dieses Mannes denken können? Schon die Geburt allein warf unübersteigbare Hindernisse zwischen beide; und trug er nicht das Kreuz der Tempelherren? War er nicht Großkomtur von Deutschland, auf den die Brüder dort alle blickten? Margot fühlte sich nicht glücklich, denn vieles umgab sie, was ihre beseligende Neigung zu zertrümmern drohte. Eines Klosters still verschwiegene Zelle wäre ihr lieber gewesen, als die prachtvollen Gemächer, welche sie im Louvre bewohnte.

Diese Entdeckung hatte Pontrouge gemacht. Einem Tempelherren gehörte des Mädchens Herz, einem Tempelherren

das Herz der schönen Margot, welches König Philipp zu besitzen trachtete. Und Heloise? Konnte zwischen ihr und Margot ein Freundschaftsbund bestehen? Es war ein Meisterstück der Oberhofmeisterin, dass der beiden Herzen noch füreinander schlugen. Kein Mittel erschien ihr unheilig, wenn es diesem Verhältnis Bestand geben konnte. Heloise von Malhac, angeweht von dem giftigen Hauch derjenigen Laster, welche nur an eines Königs Hof nicht mit diesem Namen belegt werden. Heloise war nicht mehr das jugendfreudige Mädchen. Die feine Röte der Wangen verkündete dem erfahrenen Forscher, dass dieser Körper unter den fieberischen Zuckungen des Geistes bald erliegen müsse. Das schöne Auge hatte sich unverhältnismäßig vergrößert. Die feine Nase war länger und spitzer geworden, und in jedem Lächeln des Fräuleins erschien ein Anflug von Bitterkeit um den schönen Mund, dessen sonst schwellende Lippen freilich schmal geworden waren. Doch der Schnitt war derselbe geblieben. Aufmerksamster denn jemals, sorgfältiger als irgendeine Dame bei Hofe, kleidete sich jetzt Heloise von Malhac. Reich bis zur ungeheuersten Verschwendung waren Gewänder und Schmuck. So trat sie, geführt von Pontrouge, bei Margot ein, strahlend, wie eine Göttin, mit leidensvoller Miene, welche eine erkünstelte Freundlichkeit, ein flatterhaftes Hin- und Herschweifen nicht verbergen konnte. Die Küsse, mit welchen sie Margot begrüßte, waren kalt, standen mit den Worten im offenbarsten Widerspruch. Margot war herzlich, teilnehmend, obwohl Heloise sie zurückscheuchte. Margot wusste doch nicht, warum sie so herzlich gegen das Fräulein war. Pontrouge, die erfahrene, fein zergliedernde Hofdame, Pontrouge wusste sich Margots Benehmen gegen Heloise recht gut zu erklären. Mitleid hatte es erzeugt, Mitleid, welches Margot über das Opfer,

für die gefallene Heloise empfand. Wie hartherzig, wenn sie das Mädchen, das, wie es hieß, des Königs Wünsche begünstigte, kalt von sich gewiesen hatte! Nein, nein, so hartherzig war Margot nicht.

»Wie lange, wie lange habe ich dich nicht gesehen!«, waren Heloises erste Worte. Tiefes Gefühl war in ihnen nicht zu verkennen. »Wie war es dir möglich, du Stolze, die Freundin so lange der Einsamkeit dahinzugeben?«

»Der Einsamkeit, Heloise ...? Du scherzt wohl! Mit jedem neuen Tag höre ich eine neue Mär, wie rauschend die Freude dich umtönt. Diese Freuden sind nun zwar nicht für mich, Heloise; meine Neigung ist anders. Genügsam ziehe ich mich gern in die Stille zurück, lese dann Minnelieder, die geistigen Blüten der ritterlichen Jünglinge.«

Die Herzenstrauer zu verbergen zog Heloise das Täschchen, künstlich aus Schmelz geformt und an goldener Kette bis auf den Saum des Kleides herabhängend, zu sich herauf, nestelte daran und zog ein rosenfarbenes seidenes Band daraus hervor.

»Auch mir«, sagte sie, »auch mir schickt man Lieder. Sie sind aber mit goldenen Fäden in Seide genäht - das mag ich nicht leiden. Warum den Prunk, wo nur das Herz sprechen sollte? Freilich, man trägt sie mit sich herum und das ist alles. Wollen wir das ruhen lassen, Liebe? Sprechen wir von anderen Dingen.«

»Der Meinung bin auch ich«, fiel ihr Pontrouge bei, »für euch beide habe ich überdies etwas auf dem Herzen. Es wird euch sicherlich nicht gleichgültig sein, zumal für dich, Heloise, ist es von äußerster Wichtigkeit, denn dein Bruder ist Tempelherr.«

»Nun so, er ist in Strafe verfallen. Das weiß ich ja bereits

schon lange.«

»In Strafe verfallen! Hahaha! Kurzsichtige, in Strafe verfallen, welche der Orden über ihn verhängte. Ein anderes, ein furchtbareres Verhängnis droht ihm und jedem, der dem Orden vom Tempel angehört.«

»Was ist es? Um Gott - Frau Oberhofmeisterin! Der kalte Ernst auf Eurer Stirn lässt mich etwas Schlimmes vermuten.«

»Ja, es ist schlimm, sehr schlimm!«, gab Pontrouge zurück, indem sie aufgeregt mit langen, heftigen Schritten das Zimmer maß. »O! Meine Ahnung hat mich nicht betrogen! Noch heute, zu dieser Stunde noch lege ich mein Amt nieder. Ehre ist da nicht mehr zu holen, wo man den ehrenhaftesten Orden mit Füßen treten will!«

Die Wallung der Oberhofmeisterin konnte sie jedoch nicht verhindern, Margot mit scharfem Blick zu prüfen. Wie freute sich Pontrouge, da sie das Mädchen totenblass einer Bildsäule gleich sitzen sah.

»Ja, ja!«, fuhr sie weiter fort, »ich habe es von sicherer Hand und wenn der Papst selber es mir gesagt hätte. Dem Munde, welcher es mir vertraute, würde ich eher Glauben schenken. Entsetzlich! Den ganzen Orden will man der Ketzerei beschuldigen, Verbrechen dichtet man ihm an, davon ein jedes allein für sich auf den Scheiterhaufen führt! Hört, Mädchen! Ihr seid zu vielem berufen, ihr könnt vieles erwirken in dieser Zeit.«

»Wir ...?«, fragten beide zugleich, doch mit sehr verschiedenem Gefühl.

»Wir könnten etwas bei dieser Sache tun ...?«, war Heloises zweite Frage.

»Ihr und kein anderer in Gottes weiter Welt! Hört, Mädchen, was ich euch vertraue - es ist ein furchtbares Geheimnis

und ihr müsst es dennoch bewahren. Wenn ich euch den Namen nenne, den Namen desjenigen, der den Orden verklagt, dann werdet ihr mich verstehen.«

»O, zögert nicht so lange! Nennt uns den Namen!«

»Still - still - nicht so laut. Ich darf der Luft nicht trauen, welche uns umgibt, vielweniger diesen Wänden. Kommt! Tretet ganz nahe zu mir heran, dass mein Wort nicht weiter falle als in euer Ohr. Der den Orden verklagt, Mädchen, das ist König Philipp! Nein, nicht der König Philipp, sondern seine Helfershelfer, die es leider so weit gebracht haben, dass er ihnen zum Werkzeug dienen muss. Du, Margot, bist dann erst zu beklagen. Dein Vater hat das alles herbeigeführt. Willst du deinen Vater von seinem Verbrechen reinigen, so wende Philipps Herz. Bei dir steht die Macht! Hast du mich verstanden?«

»Mein Vater!«, staunte das Mädchen, »und bei mir die Macht, des Königs Herz zu wenden?! Ich verstehe Euch wahrlich, nicht! Das sind mir Rätsel, die ich nicht zu lösen vermag. Mein Vater, der Waffenschmied von Beziere, sollte gegen den Tempelherrenorden etwas vermögen - nein! Das macht Ihr mich nimmermehr glauben!«

Eben wollte Pontrouge die betretene Bahn weiter verfolgen, da stürzte in hastiger Eile ein Diener herein und meldete die Königin.

»Die Königin!«, riefen die drei Frauen zugleich.

Pontrouge fügte kalten Ernstes hinzu: »Zu dieser Stunde und ohne mich - das ist gegen die Sitte.«

Sie empfing die Königin an der Tür, und wenn auch Pontrouge irgendeinen leisen Vorwurf in Bereitschaft hatte, so konnte sie ihn doch nicht äußern, denn die Königin kam ihr zuvor. Johanna von Evreux trug einen ganz anderen Ausdruck in ihren Zügen, als man jemals darin gefunden hatte.

Alles um sie her schien für sie nicht da zu sein. Nur Heloise von Malhac fesselte die großen vorwurfsvollen Augen der Königin. Den Blick konnte Heloise nicht ertragen.

Das kurze Schweigen, welches unter den vier Frauen herrschte, peinlich lange für Heloise, beendete die Königin mit den frostigen Worten: »Es ist wohl Zeit, dass ich einmal als Hausfrau mich in meines Mannes Haus umsehe, und bei der Jungfrau, es nimmt mich höchlichst Wunder, dich hier zu sehen, Heloise, da man dich seit langer Zeit von mir getrennt hatte. Man sagte mir, du wärest krank. War es nicht so, Frau Oberhofmeisterin? Ihr schweigt. Sagtet Ihr mir nicht selbst, Heloise sei krank? Warum hütet sie nicht das Zimmer? Warum belästigt sie den siechen Körper mit so schwerer Tracht, mit Gold- und Silberstoff? Und für wen putzt sie sich denn eigentlich, wenn nicht für ihre Königin?«

»Auch ich, gnädigste Frau«, brachte Pontrouge mit Mühe hervor, »auch ich, hohe Königin, habe dem Fräulein darob Vorwürfe gemacht. Ihr seht selbst, die scharf begrenzte Röte auf des Fräuleins Wangen zeugt von einem krankhaften Zustand. Die schönste Blume in Eurem Frauenkranz, fürchte ich ...«

»Ihr seht auch gar zu weit, Frau Oberhofmeisterin. Das Fräulein wird wieder gesund. Beklagt Eure Königin, dass eine große Hoffnung ihr zertrümmert worden ist.«

»Eine große Hoffnung, Majestät? Darf ich bitten ...?«

»Ja, ich hoffte! Wenn ich auf Heloise von Malhac blickte, dann suchte ich schon unter den Rittern, welche meinen Herrn und Gemahl umgeben, nach einem, nach dem Besten von ihnen, der meine Heloise heimführen könnte. Jenseits der Pyrenäen hatte ich ein anmutiges Tal, ein Paradies auserkoren, welches Heloise dem Mann ihres Herzens zur Morgen-

gabe bringen sollte. In meinem Navarra wäre sie glücklich gewesen. Ich beglücke ja so gern! Ach, so gern, dass ich meinen Lieben auch von meinem Glück opfere. Arme Heloise«, trat sie dem Fräulein näher. »Du bist zu beklagen und ich! Der König ist der mächtigste Herr in der Christenheit, doch an deinem Siechtum scheidet die Kraft seines Zepters. Es ist doch, wahrlich, schlimm, dass ein königliches Vermögen nicht so weit reicht, meine Heloise zu gesunden!«

»Hohe Frau«, stammelte das Fräulein, »Eurer Gnaden Milde drückt mich zu Boden.«

»Warum, Heloise? Die Frauen meines Hofes sind das von mir gewohnt. Sie preisen ihr Glück, dass sie eine gute Königin haben. Noch gestern sagte mir eine von ihnen, ich sei die Sonne, an deren Strahlen sich ihre Herzen erwärmten und welche sie zur Freude des Lebens beriefen. Nun ja, du bist krank. Da stellt sich denn alles in einem anderen Licht dar. Ich weiß das, denn ich sah auch seit einiger Zeit alles in einem anderen Licht mir erscheinen, und meinte drum, dass ich krank wäre. Doch Gott gedankt! Ich bin es nicht. Meines Herzens Pulse wallen leichter denn jemals. Das siehst du wohl an meinem Entschluss, Heloise«, fügte sie scharf betonend hinzu, »an meinem Entschluss, hierher zu kommen! Nicht wahr, Frau Oberhofmeisterin, Ihr hättet mir das wohl nicht erlaubt?«

»Majestät, ich bitte Euch - nur dass die Sitte streng gehalten werde - außerdem werdet Ihr in mir stets die gehorsame Dienerin erkannt haben.«

»Wahrlich, Pontrouge, Ihr unterscheidet sehr scharfsinnig! Was Ihr unter Sitte versteht, das begreife ich nicht, mag auch keine Erklärung von Euch darüber haben. Doch hätte es Euch wohl angestanden, mir, Eurer Königin, die Unbill anzuzeigen, welche die Sitte durch das Fräulein von Malhac erfahren

hat.« »Königin!«, stieß Pontrouge erbleichend hervor.

»Erschreckt nicht. So streng, wie Ihr glaubt, verfare ich nicht gegen die Frauen meines Hofes. Doch teilt dem Fräulein dort mit, dass ich mit Missvergnügen bemerke: Heloise von Malhac, die kranke Heloise von Malhac, statte im überladenen Putz Besuche ab, während ihre Königin des Fräuleins entbehren muss. Ich denke, Frau Oberhofmeisterin, Ihr werdet mich verstanden haben.«

Heloise wankte näher, ihre Hand zitterte nach der der Königin. Die Navarresin aber verweigerte sie ihr, und ein strenger Blick, der noch keinem Menschen aus Johannas Augen zuteilgeworden war, begleitete das Fräulein aus der Tür.«

Eine lange, drückende Stille trat ein. Pontrouge war vielleicht niemals in solcher Verlegenheit gewesen. Sie wusste, dass an einem königlichen Hof nichts verschwiegen bliebe, wie geheim es auch gehalten würde, und die Königin besser unterrichtet, als für Pontrouges Pläne und Absichten zuträglich war. Um der Königin Gedankenfolge zu stören, rückte ihr Pontrouge mit eigener Hand den Sessel und bat sie, Platz zu nehmen.

Johanna aber weigerte sich. »Ich danke Euch, Frau Oberhofmeisterin, aber die Mattigkeit, welche mich überfallen hat, sie war vorübergehend. Ich fühle mich wieder stark. Eure Königin steht vor Euch. Sagt an, Frau Oberhofmeisterin, was führte das Fräulein hierher?«

»Der Drang des Herzens, königliche Frau, sie ist Margots wahre Freundin.«

»Abgeschmackt! Abgeschmackt! Nicht denkbar!«, rief die Königin mit einer Aufregung, welche Pontrouge noch mehr erschreckte. »Wie könnte Heloise von Malhac die Freundin meiner Margot sein! Nichts mehr davon! Nichts! Hier, Frau

Oberhofmeisterin, nehmt diesen Ring, überbringt ihn selbst meiner Edeldame, dem Fräulein von Valliere. Sagt ihr dabei, es gereiche mir zur großen Freude, wenn die Frauen meines Hofes mir die Versicherung geben, dass meine Gnade sie froh mache und sie nicht darnieder drücke, wie vor wenigen Minuten die Malhac geäußert hat. Geht, geht, Frau Oberhofmeisterin, ich werde solange bei Margot bleiben.«

Der Vorwand der Königin kam auch Pontrouge sehr gelegen. Diese Nähe war ihr jetzt zu drückend, als dass sie nicht die Gelegenheit ergriffen hätte, ihr zu entkommen.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, so rief die Königin Margot zu sich, reichte ihr die Hand zum Kuss und sprach bedeutungsvoll: »Margot, bewahre dir die Krone aller Frauenschöne. Bleib, wie du bist und meine Gnade soll dir nimmer fehlen!«

Die Jungfrau hatte sich auf der Königin Hand geneigt und hob nun das klare Auge zu der gnädigen Gebieterin empor.

»Ja, bei allen Heiligen«, sprach die Königin halblaut zu sich selbst, »in diesem Auge liegt ein Himmel voll Unschuld, und wenn alles um mich her Trug wäre, dieses Auge würde nicht trügen.«

Margots ganzes Empfinden aber war einem Gegenstand zugewandt. Die Gelegenheit schien ihr günstig, und zu der Königin größter Verwunderung, kniete plötzlich die Jungfrau vor ihr; regellos zwar, in nicht gewählten Worten, der Königin dasjenige mitteilend, was sie von Pontrouge über den Tempelherrenorden gehört hatte.

»Mädchen! Was sagst du? In deiner Brust regt es sich für einen Tempelherren! Für einen Fürsten, dessen gedoppelter Stolz dich verwerfen muss!«

»Nein, nein, hohe Frau! Ich will ja nicht, dass er mich liebt,

ich will nur, ein schützender Genius, über ihn wachen. Der König will die Tempelherren verklagen, oder hat sie verklagt, was weiß ich! Verklagen ob Verbrechen, davon ein jedes den Feuertod erfordert. O, Königin, haltet ihn zurück! Mich wollte man haben, dass ich sein Herz wenden sollte, mich und mein Vater! Mein Vater, der Waffenschmied von Beziers soll Ursache sein an der Klage des Königs! Es ist nicht möglich. Es ist ein Gewebe, ein Getriebe von List und Bosheit! Ihr habt ihn nicht gesehen, Königin, den deutschen Rittersmann, den Tempelherrn, im höchsten Glanz der Männerschöne. Und auch er sollte verbrecherisch sein? Nein, Königin! Sorgt, dass Euer königlicher Herr und Gemahl sich an ihm nicht versündige!«

Johanna hörte nichts von diesen letzten Worten. In tiefem Nachsinnen trat sie einige Schritte von Margot weg und sprach vor sich hin: »Wäre es möglich! König Philipp wollte den Stolz der Christenheit, den Ruhm des Kreuzes, mit Verbrechen stempeln? Er wollte so viele edle Herren, unter denen sich auch Fürstensöhne befinden, so arg bezichtigen? Ich muss Licht haben«, sagte sie entschlossen. »Auf mich fällt der Abglanz seines Ruhmes, auf mich fällt der Schatten von seiner Schande. Den treuen Rat meines Mundes hat er stets gewürdigt. Wer von allen könnte ihm treuer raten als ich, sein Weib! Hin zu ihm!«

Drittes Kapitel

König Philipp war allein. Böse Gedanken, so schien es, fuhren ihm durch den Kopf, denn vor sich hinbrütend saß er mit gefalteten Händen und gesenkten Hauptes, die Beine weit von

sich gestreckt und beide Arme auf die Lehne des Sessels gestützt. Ungemeldet war die Königin hereingetreten, und heute, das erste Mal, war Philipp darüber entrüstet. Mit wenigen Worten aber wusste Johanna ihn zu besänftigen, sie bat nicht, flehte nicht. Ihr gerades, offenes Geständnis, dass sie den Bedienten untersagt hatte, sie anzumelden, entwaffnete des Königs Zorn. Aber auch Johannas Blick tat das seine; den Blick hatte König Philipp noch nicht gekannt. Mit kluger Umsicht betrat die Königin nun ein Feld, welches ihr so fremd war und doch so viel bedeutend. Der König wich ihr aus. Es war nicht schwer, das zu bemerken; doch sie verfolgte ihn durch alle Schlangenwindungen seiner Redeflucht. Das Gewöhnliche war hier der Erfolg von der ungewöhnlichen Unterredung, nämlich, es verdross den König, sich von seiner Frau auf jeder Wendung ertappt zu sehen. Das freilich hatte Philipp nicht geglaubt, er, der seine Klugheit seiner Schönheit gleichstellte. Überdies fand er in den Worten der Königin so manches, welches sein getroffenes Gewissen aufregte. Der Schuldige gerade erkennt am leichtesten den Vorwurf seiner Schuld. Doch sonderbar genug, die Navarresin ließ jene Vorwürfe ganz beiseite und ging plötzlich zu einem Gegenstand über, der dem König in dem Mund seiner Frau ebenso unerwartet wie unangenehm war.

»Mein Herr und König«, fragte Johanna, »man sagt mir, Ihr wäret Ankläger des besten Ordens. Ich dünkte nicht, dass der Orden Euch jemals Ursache gegeben hätte, ihn zu hassen und ihn zu verklagen, zu verklagen ob Verbrechen, deren Bestrafung ihn vernichten müsste!«

»Verklagen?« Der König fuhr hochgeröteten Gesichtes vom Sessel auf. »Verklagen nur, Königin? Beileibe nicht verklagen! Richten will ich ihn! Ein Urteil sprechen, wie es dem besten

Sohn der Kirche ziemt, um die durch den Orden geschändete Kirche zu rächen!«

»Bei Gott und allen Heiligen, Ihr erschreckt mich. So habe ich Euch niemals gesehen.«

»Lasst Euch das nicht anfechten, Königin, und bedenkt, dass so etwas noch nicht erlebt worden ist.«

»Was denn? Was ist es denn, dessen man den Orden bezichtigt?«

»Königin, Ihr wisst schon zu viel, und mehr mag ich Euch nicht anvertrauen. Hat jemals einer an meiner Gerechtigkeit gezweifelt? Oder Ihr, Königin, habt Ihr vielleicht einmal daran gezweifelt? Weiß ich doch in der Tat nicht, was diese Tempelherren für sich haben, dass selbst Philipp von Frankreich um sie verdächtigt wird! Es ist ein ganz eigenes Ding, wie unbeweibte Männer bei den Frauen gut angeschrieben stehen! Nun ja, warum sollten sie auch nicht? Der ritterliche Anstand, wenn auch durch Rohheit des Kriegers gedämpft, die Fülle der Kraft, und die Freiheit, welche sie keinem König untertänig macht. Das alles stellt sie hoch in der Weiber Gunst.«

Das Erröten war nun an Johanna. Nicht aber der Zorn gebar es, welcher König Philipp vom Sessel jagte, es war der edle Zorn einer tugendhaften Frau. Es war der Glanz, den die Perle, die schönste Perle in Philipps Diadem auf Johannas Wangen warf. Mochte sich nun auch wohl ein bitteres Gefühl in der Königin Herzen erheben, dass gerade der Mann, welcher Heloise von Malhac liebte und nach Margot seine Blicke warf, dass gerade dieser Mann, ihr Ehemann, dem Geschlecht einen solchen Vorwurf machte. Gleich viel; sie trat dem König mit einer Ruhe entgegen, mit einer Würde, einer Höhe, die ihn am Ende verwirrte.

»Schweigen wir davon«, unterbrach endlich Philipp den Strom ihrer Rede, »das sind Staatsangelegenheiten. Ich habe es nicht gern, dass Frauen sich in dieselben einmischen.«

»Zürnt nicht«, entgegnete sie ihm sanft, »zürnt nicht, dass ich manches Wort eindringlicher gesprochen habe, als Ihr jemals an mir gewohnt gewesen seid. Doch lasst mich Euch die Veranlassung dazu offenbaren. Seht, Ihr seid der Stern meines Lebens. Euer Ruhm ist mein Stolz. Von Liebe, König, dürfen wir nicht mehr sprechen, doch meinte ich stets, die wahre Gattenliebe wandle sich in Freundschaft um, wenn über Mannes- und Weibeshaupt die Jahre des Lebensherbstes wehen.

Ich bin wahrhaft Eure Freundin, Herr, und Euren Ruhm zu bewahren, deshalb bin ich zu Euch gekommen. Könnte ich getrost in der weiten Ferne blicken, wenn ich fürchten müsste, König Philipps Weib, die Navarresin, Jeanne d'Evreux nannte man die Gemahlin des Ungerechten? O, dieses Wort, mein König, es möge Euer Ohr nicht beleidigen, Euren Zorn nicht entflammen. Es lasse ein leidenschaftsloses Herz in Eurer Brust nicht durch seine Geradheit aufbrausen. Was, mein Herr und Gemahl«, verfolgte sich Johanna, da Philipp ruhig blieb, »was kann Euch zur Anklage des Berühmtesten der Orden führen? Ist es der übermütige Stolz einiger von diesen Rittern, so dünkte ich doch, dass König Philipp zu stolz wäre, um irgendeinen anderen für stolz zu erkennen. Ist es die Unabhängigkeit jenes kriegerischen Bundes, der nur den Papst über sich anerkennt. So möchte ich Euch raten, froh zu sein, dass unter dem Flügel Eures Regiments ein solcher Bund zur höchsten Blüte gedeihen konnte. Aber«, setzte sie, den König scharf beobachtend, hinzu, »reizt Euch der Reichtum der Tempelherren, so ...«

»Nicht weiter, Königin, nicht weiter! Sieh doch«, murmelte er vor sich hin, »sieh doch, wie scharfsinnig ein Weib zu Werke geht. Und«, hob Philipp das Haupt hoch und stolz empor, »ich möchte doch wissen, was Euch zu einer so warmen Vertreterin jener Ketzler gestempelt hat.«

»Was? Was es sei, mein König? Habe ich Euch das nicht gesagt? Es will mir nicht in den Sinn, dass so viele edle Herren, die stets bereit sind, für das Kreuz in den Tod zu gehen, das Kreuz entheiligen könnten.«

»Ganz gut«, trat ihr König Philipp näher, indem er schmeichelnd ihre Hand ergriff. »Ganz gut, Johanna, doch wir wollen einmal von uns und unseren Söhnen sprechen. Soll ich nicht für das Glück, für den Ruhm derselben Sorge tragen? Ein Sohn lebt uns, der schon jetzt eine Königskrone trägt. Du brachtest sie mir zur Morgengabe.

Wie herrlich nun, wenn ein zweiter Sohn ebenfalls durch eine Krone so hoch gestellt würde, dass keiner über ihm wäre? König Philipp, Vater zweier Könige und Johanna ihre Mutter!«

»Ich verstehe Euch nicht ...«

»So vernimm denn: Hugo der Vierte, König auf Zypern, ist unvermählt. Unserem zweiten Sohn, dem Philipp, habe ich nicht allein die Krone von Zypern zgedacht, sondern auch die von Jerusalem. Der Tempelherren gar zu mächtiger Orden ist das einzige Hindernis, welches mir bei der Ausführung meines Planes im Wege steht. Darum habe ich mich entschlossen, ihre Verbrechen mit der Aufhebung des Ordens zu bestrafen. Die Verbrechen sind erwiesen. Wenn ich das errungen habe, dann vereinige ich alle kriegerische Orden in der Christenheit zu einem königlichen Orden. Hugo von Zypern wird Großmeister desselben, bleibt unvermählt, nimmt unse-

ren Philipp an Sohnes statt an und so trägt dieser, nach Hugos Tod, die Krone von Zypern - gefällt es Gott, auch die von Jerusalem.«

Dieser weit aussehende Plan verfehlte die Wirkung auf eine Königinmutter keineswegs. Auch war er so kühn, dass Johanna von ihm in Ungewissheit, ob es wahrer Ernst des Königs wäre, gebracht wurde. Sie wusste nicht mehr, was sie sagen sollte.

Der König glaubte, sie beruhigt zu haben, er sprach daher zutraulich, beinahe schwatzhaft weiter: »Nicht wahr, Johanna, dann werden alle anderen Könige neidisch auf mich werden? Es ist mein heißester Wunsch, mich von ihnen beneidet zu wissen und - dich! Denke nur, wenn meine Söhne dann herangezogen kommen, umgeben von den Größten ihrer Reiche - wenn mein Philipp auch Jerusalem das seine nennt. Wie wird mein Volk groß dastehen, wenn sein Herrscher vier Kronen wägt, wovon er drei erworben hat! Navarra! Ha, dieser köstliche Stein in meinem königlichen Stirnband! Navarra und - Johanna, du, du hast mir es zugebracht! Du teilst den Glanz, den mein Volk um mich verbreitet. Willst du mich stören in den Reizen nach jener Höhe?«

»Nicht doch, mein Herr und König, wie möchte ich Euch darin stören wollen? Doch auch in Navarra gibt es Tempelherren, der Stolz des Königreichs ...«

»Gleichviel! Gleichviel«, unterbrach sie der König, »sie sind Tempelherren und das ist genug. Mögen sie als weltliche Ritter dauern; den weißen Mantel mit dem roten Kreuz dürfen sie nicht ferner tragen.«

»Warum aber fordert Ihr den Papst nicht auf, den bestellten Richter über Tempelherren, dass er im Stillen es vermittele? Wenn von ihm das Gebot ausgeht, die weißen Mäntel und

das rote Kreuz abzulegen, welcher Tempelherr wird ungehorsam sein?«

»Das versteht Ihr nicht, Königin«, versetzte Philipp mit allem Stolz, dessen dieser stolze Fürst fähig war. »Der Papst - die Päpste wollte ich sagen, haben schon zu lange sich einer Übermacht bedient, welche jeden Fürst kränken musste; zumal mich, den besten Sohn der Kirche, der vielleicht mehr der Kirche nützt als ihr erster Priester. Das will ich nicht mehr dulden, nein ich will nicht, und zum guten Glück ist dieser Papst mein Machwerk! Er wird die Augen aufreißen, der Ehrgeizige, Ruhmsüchtige, wenn seine Ehre, sein Ruhm von einem König abhängt! Nicht aus Frankreich soll er mir weichen können, bis meine Entwürfe in Erfüllung gegangen sind. Dann mag er nach Rom ziehen und Racheblitze schleudern aus seinem Vatikan, die König Philipp verlachen wird! König Philipp, der Vater zweier Könige!«

»Was ist Euch, Herr?«, blickte die Königin dem heftig Dahinschreitenden staunend nach. »Woher diese Wallung und die Wendung, welche mir unbegreiflich ist? Wer mag meines Königs Weisheit so umflort haben, dass er, der beste, christlichste Herr, auch mit Clemens den Fünften ...«

»Wer mich dazu verleitet, wollt Ihr sagen. Keines Menschen ist die Schuld; nur die meine und ich, ich will es schon beantworten. Das ist aber noch weit im Felde ...«

»Doch der ehrwürdige, tapfere Molay? Der Freund unseres Hauses? Der unseren Robert aus der Taufe gehoben hat? Und der Dauphin! Bedenkt, teurer Herr, der Dauphin von Auvergne! Soll ein Fürst ...?«

»Wo Fürsten auferstehen sollen, da müssen auch Fürsten fallen.«

»Und alles Besitztum des Ordens, alle Reichtümer können

nicht diese ihn retten?«

»Nicht alle Schätze der Erde, denn dem gehört alles Eigentum des Verbrechers, der ihn straft. Mir fallen jene Schätze zu und der Kirche, in deren Hand ich das Racheschwert bin.«

»Ha, bei der Jungfrau!«, rief plötzlich die Königin, »ich sehe weiter, als Euch lieb sein mag. Doch, mein königlicher Herr, hier biete ich Euch all meine Perlen, meine Edelsteine, alles, was mein Reichtum heißt. Wenn Ihr Geld braucht, verkauft, verpfändet, was ich habe, nur ladet nicht den Schein auf Euch, als hättet Ihr um des Geldes willen ...«

»Still! Bei meinem Zorn! Kein Wort mehr von dem, dass ich mich gängeln ließe! Bei allen Heiligen nicht! Warum Tränen in Euren Augen? Und was für Tränen! Dicke Tropfen, die Wimper ist nicht stark genug, sie zu tragen! Wem rollen diese Tränen? Johanna -Wem? Ich will Antwort!«

»Mir!«, hauchte das edle Weib.

»Euch? Eurem Schicksal etwa? Das ist doch sonderbar. Kann ein König mehr tun für den Ruhm seines Volkes? Kann ein Vater mehr tun für seine Kinder? Und Ihr, Königin, seid ja Teilnehmerin an allem, was mich angeht. Wie möget Ihr Eurem Herrn und Ehegespons da im Wege stehen wollen, da, wo es den höchsten Zweck feines Lebens gilt?«

Die Königin aber antwortete nicht. Das Herz war ihr so schwer geworden, dass der Mund den Gehorsam aufkündigte. Sie reichte, abgewandt von dem König, ihm die Hand und Philipp, sei es, dass er sie zu beruhigen vermeinte oder dass Gefühle in ihm erwacht waren, indem er an Gatten- und Vaterpflichten dachte. Philipp zog Johanna an die Brust, Philipp hatte Heloise vergessen und Margot. Jetzt aber, da sie des Königs Herz an dem ihren fühlte, jetzt erwachte die Leidenschaft, welche sie so klug verborgen hatte, die Eifersucht stieg

auf in dem Herzen der Navarresin; um so höher loderten ihre Flammen, je länger sie unterdrückt worden waren. Mit einer raschen Bewegung und unwillkürlich floh sie von der Brust des Mannes, dessen glückliche, beneidete Frau sie noch vor nicht gar lange gewesen war, von der Brust des Mannes, dessen hoffnungsvolle Söhne sie geboren hatte, Er aber ergriff ihre Hand wieder, er hielt die Fliehende zurück und fragte: »Wie, Johanna, du flüchtest von mir? Lass mir die Sorge, teile du mit mir die Frucht und die Freude. Ei, wie groß du mich anschaust. Ist es doch, als wolltest du die Worte in meiner Brust lesen. Komm, Johanna, küsse mich. Schon lange habe ich deine Lippe nicht empfunden. Du bist spröde geworden - das passt nicht für deine Jahre und - gegen Philipp!«

Da blickte die Gekränkte zu ihm hinauf. So innig blickte sie ihn an, dass sein getroffenes Gewissen erblasste. Alle längst vergangenen Freuden, die Erinnerung an sie, und auch der gerechte, aber gelinde Vorwurf, lagen in dem Blick der Königin. Nicht lange sollte die Pein des Königs währen, denn, als wollte sie irgendetwas aus ihrem Gedächtnis verwischen, so fuhr sie mit dem tränenfeuchten Tuch über die Stirn und sagte mit zitternder Stimme: »Ich beurlaube mich, mein König und Herr.«

»Nicht in dieser Stimmung, Johanna, jetzt nicht. Du kennst nicht der Diener neue Mär heischende Blicke. Sie knüpfen böswillig das Unglaubliche, Abenteuerlichste, an eine Miene. Drum ist auch so vieles unwahr, was sie uns geschäftig hinterbringen. Ich schenke diesen verleumderischen Seelen gar wenig Glauben.«

»Auch ich, mein König, glaube ihnen nicht gern, doch wird man zuweilen gezwungen, dass man glaube.«

»Freilich, freilich ... wenn man ... überzeugt wird ... dann ...«

»Und seid Ihr von den Verbrechen der Tempelherren überzeugt?«

Diese Wendung hatte Philipp nicht vermutet. Er hatte die Königin auf ganz anderem Weg gemeint, nun aber wurde ihm klar, dass Johanna auch die Kränkung der Gattenehre der Kränkung, welche der Ehre des Königs erwachsen konnte, nachsetzte. Was Philipp bei dieser Entdeckung empfand, das ist schwer zu ergründen. Es mochte ihn nun freuen, dass seine Liebesangelegenheiten auf diese Weise umgangen wurden, oder auch nicht.

Der ehrgeizigste Fürst seiner Zeit spiegelte sich in den Worten:

»Königin, ich bin nicht aufgelegt, mich von Euch nun ferner zur Rede stellen zu lassen. Ich habe Euch meine Absichten offenbart und dabei auf Eure Verschwiegenheit gerechnet. Wacht darüber, dass ich mich nicht verrechnet finde. Versteht mich recht, Königin, tretet mir nicht in den Weg! Das Geheimnis ruhe in Eurer Brust gleichwie im Grab. Nicht die Worte allein bewacht, sondern auch Blicke und Mienen. Das gebiete ich Euch, Königin. Ihr habt mich wohl verstanden ...«

Der König war so streng geworden, dass Johanna verstimmt. Sie wünschte sich weit hinweg von der Stelle, welche unter ihren Füßen brannte, und dennoch konnte sie nicht weichen. Ein Geräusch an der Tür zog des Königs Aufmerksamkeit dort hin. Es war auch ihm nicht zu verdenken, dass er gern diese peinliche Stille unterbrochen sah.

»Königin«, sprach er, indem er eilige Schritte der Tür zu tat, - »der Geheime Rat versammelt sich. Staatsgeschäfte nehmen mich in Anspruch. Begeht Euch in Eure Gemächer und erwartet mich bei Euch zur Tafel.«

Die Königin hatte die Tür noch nicht erreicht, als Wilhelm

von Paris und der Kanzler Nogaret hereintraten. Der Letztere trug mehrere Schriften unter dem Arm. Beide aber waren überrascht von der Gegenwart der Königin, zumal in dieser Stunde. Sie verneigten sich gemessen und förmlich, indem sie der Königin Raum ließen, zu der Tür zu gelangen. Sie aber schien nicht gesonnen, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, sondern blickte von dem einen auf den anderen und sprach langsam die bedeutungsvollen Worte: »Ein glückliches Zusammentreffen, Ihr Herren! Ihr, Herr Kanzler, teilt die Sorge für das irdische Glück meines Herrn und Gemahls; Ihr, hochwürdiger Herr, für sein himmlisches Teil. Ich hoffe zu Gott, dem Allmächtigen, dass die besten Früchte Eure Sorgen krönen.«

Die Königin schritt hinaus. Bediente eilten herein, ordneten den Tisch und die Sessel. Zu gleicher Zeit versammelten sich auch die anderen Herren zum Geheimen Rat.

Der König schien verstimmt, als er sich zuerst an dem Tisch niederließ, und als der Kanzler die Sitzung durch seinen Vortrag eröffnen wollte, gebot ihm Philipp Schweigen.

»Ihr Herren«, sprach er, »es ist wohl nicht mehr nötig, dass Ihr Euch bei mir zum Geheimen Rat versammelt. Was soll ich davon denken, wenn Staatsgeheimnisse unter Weibern verhandelt werden? Wer von Euch hat geplaudert? Soeben verlässt mich die Königin. Sie weiß alles. Es tut wahrlich Not, dass ich zu den strengsten Maßregeln greife. Ihr schweigt, seht Euch einander betroffen an. Niemand von Euch hat davon geplaudert? Freilich wohl, dann muss ich es selbst getan haben! So geht es aber: Was die Diener verschulden, muss endlich der Herr verantworten. Zum Glück ist die Königin meine Frau, für deren Verschwiegenheit ich hafte. Doch das rate ich einem jeden von Euch. Er Sorge um seines eigenen

Heiles willen, dass die Beschlüsse meines Geheimrates ohne Aufschub in Erfüllung gehen - bei Leib und Leben rate ich das jedem von Euch an! ... Herr Kanzler, die Sitzung mag beginnen.«

Der legte seine Schriften auseinander, wandte sich gegen den König und trug Folgendes vor: »Nach meiner besten Überzeugung habe ich den Orden der Tempelherren derjenigen Verbrechen schuldig befunden, deren man ihn bezichtigt. Nur eine Frage habe ich dem Conseil vorzulegen, und zwar: Wie soll man gegen diesen mächtigen, übermächtigen Orden verfahren? Etwa auf gewöhnlichem Weg des peinlichen Rechtes? Das ist unzulässig, ja staatsgefährlich. Mit Blitzeschnelle würde sich die Mär von der Verhaftung eines Tempelherren durch ganz Frankreich, ja durch die Christenheit verbreiten, und wer steht uns dafür, dass sie sich nicht eng miteinander verbinden und mit offener Gewalt ein regelrechtes Verfahren verhindern? Sollen wir etwa die Tempelherren, welche sich in diesem Reich aufhalten, vor den Richterstuhl des Papstes berufen? Das wäre ein noch schlimmerer Weg, denn die Tempelherren waren stets der Päpste beste Stütze. Es muss daher ein neuer Ausweg gefunden werden. Ihr Herren wollt Eure Meinung darüber abgeben. Seine Majestät, unser allergnädigster König und Herr, wird den besten Vorschlag mit seiner hohen Weisheit bestätigen.«

Der Kanzler legte hier dem Geheimen Rat eine Frage vor, deren Rätsel längst gelöst worden war. Es war um der Form halber geschehen, um nichts anderes, denn dicht nach ihm erhob sich Wilhelm von Paris,

»Ich bin Glaubensinquisitor in Frankreich. Alle Ketzer, welche mein Arm erreichen kann, sind meinem Ausspruch verfallen. Und Gott gedankt! Meinem Eifer steht die Macht zur

Seite, denn der beste Sohn der Kirche, Philipp von Frankreich, erfüllt freudig seine Pflicht. Ketzer haben nicht mehr teil an den Wohltaten der allein selig machenden Kirche. Warum nun den Tempelherren Rechtswohltaten angedeihen lassen, da sie der Kirche abtrünnig geworden sind, welche ihnen diese Rechte gegeben hat? Sie haben dieselben mit Füßen getreten. Und Anmaßungen, widerrechtliche Anmaßungen dürfen wir nicht dulden! Erzbischöfe und Bischöfe von Frankreich werden sich daher, durch mich aufgefordert, zu einem Konzilium versammeln. Dessen Ausspruch ist vollgültig, in Betreff dieser ketzerischen Verbindung, dieser sündhaften Ritterschaft, deren abscheuliche Verbrechen mein Mund nicht aussprechen mag. Der Papst ...«

»Den Papst nehme ich auf mich!«, fiel der König hastig ein.

»Desto besser, Majestät«, rief Wilhelm von Paris freudig aus. »Die Welt hat eingesehen, dass Ihr mit Päpsten umzugehen wisst. Doch ist noch eine Frage übrig: Wie bemächtigt man sich auch nur eines der Ritter, ohne dass ein anderer etwas davon erführe? Sie wohnen unter einem Dach, fressen und saufen miteinander, leben in ihrer verbrecherischen Gemeinschaft nie einer ohne den anderen. Bei wohlverwahrten Türen um Mitternacht treiben sie dem Götzendienst und beschimpfen das Kreuz. Eure Majestät sieht wohl ein, dass es schwer sei, diese Ritter vor das Konzilium zu bringen ...«

»Das sehe ich nicht ein, Herr Pater, habe ich doch unter meinen weltlichen Rittern Männer, denen schwerlich ein Tempelherr steht. Auch habe ich Kriegsvolk in meinem Sold, und wohlverwahrte Orte, um die Gefangenen festzuhalten. Da zum Beispiel ist Melun - ich möchte den sehen, der aus ihm entkäme.«

Nach einer kurzen Weile, in welcher der König zu überle-

gen schien, erhob er plötzlich die Stimme und befahl dem Geheimen Rat: »Geheime Haftbefehle sollen in alle Provinzen abgeschickt werden, an alle Amtleute, Landvogte und Magistratspersonen. Diese Haftbefehle sollen früh genug dorthin gelangen, dass sie alle schon in den Händen derjenigen sind, welche sie angehen. Bei Todesstrafe werde den Verwaltern der Provinzen, den Amtleuten, Landvögten und Magistratspersonen anbefohlen, die Tempelritter, welche sich in ihrem Gerichtszwang befinden, in Haft zu nehmen und zu diesem Ende all ihnen zu Gebot stehende Gewalt zu gebrauchen. Sodann sollen sie die Ritter in gute und sichere Verwahrung bringen, der beweglichen und unbeweglichen Güter derselben sich bemächtigen und Uns getreue Rechenschaft davon ablegen. Sämtliche Befehle werden versiegelt abgesandt, dürfen nicht eher geöffnet werden als in der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten Oktober, denn das ist Unser königlicher Wille.«

Die Mitglieder des Geheimen Rats verneigten sich stumm, nur Wilhelm von Paris erwähnte noch der hundertvierzig Ritter, welche den Tempel bewohnten.

Der König aber sprach stolz, indem er sich erhob: »Hundertvierzig Ritter und ein König von Frankreich!«

Viertes Kapitel

Jacob von Molay war von Poitiers zurückgekehrt. Halb gerüstet, in der heftigsten Bewegung schritt der Meister auf und nieder im Gemach, während Boulogne und Montroyal einander bedeutungsvolle Blicke zuwarfen. In seiner Rechten hielt der Meister einen zusammengeknitterten Brief, der ihm von

unbekannter Hand zugeschickt worden war. Ob der Brief Wahrheit enthielt oder nicht, das konnte der Meister weder bejahen noch verneinen. Unterschrieben war er mit ein *Ritter vom Hospital* und enthielt Folgendes:

An Jacob Bernhard von Molay, Großmeister der Tempelherren.

Brüderlicher Gruß zuvor. Zwar bekenne ich mich nicht zu Eurem löblichen Orden, doch halte ich es für Pflicht, Euch von der Verletzung Eurer Ordensregel in Kenntnis zu sehen, da wir dieselbe miteinander gemein haben. Seitdem Ihr nach Frankreich herübergekommen seid, hält sich ein Greis in Paris auf - man weiß nicht, ob er Christ oder Heide sei. Eine Dirne, von ausgezeichnete Schönheit, eine Ungläubige, wohnte bei ihm. Ihr Name: Selma. Den Dauphin von Auvergne, einen von Euren Großkomturen, hatte eine sündige Liebe zu dem Mädchen erfaßt, und er entblödete sich nicht, in verschwiegener Nacht zu ihr zu schleichen. Man belauschte ihn, ertappte ihn sogar. Zwei Männer waren es, die ihm nachgeschlichen waren, und da sie ihm Vorwürfe machten, kam es zwischen den dreien zu Tätlichkeiten, bei welcher Gelegenheit des Dauphins weißer Mantel in ihren Händen zurückblieb. Gefällt es Euch, so mögt Ihr das Ordenskleid bei dem Beichtoater des Königs abfordern lassen. Der Greis mit der Verführerin hat leider schon Paris verlassen, sie sind daher der gerechten Strafe entronnen.

»Wäre es nur das, nur das allein«, rief der Meister, stets noch auf- und abschreitend und den Brief noch fester zusammenkrampfend. »Wäre es nur das, bei unserer lieben Frau! Es würde mich nicht hart berühren. Aber Boulogne!

Montroyal! Man treibt mit uns ein Knabenspiel! Papst und

König, jeder will nur Vorteil von uns ziehen und uns nicht einen Vorteil gewähren. Ich sehe es ein, man zieht uns die Hospitaliter vor. Wir werden zurückgesetzt, unsere Privilegien werden nicht geachtet und am Ende wird man uns unsere Rechte schmälern. Wo ist Peyraud? Ist er etwa schon wieder beim König? Der scheint auf sehr gutem Fuß mit dem König zu stehen! Man soll nach ihm schicken. Augenblicklich will ich ihn sprechen; er soll stracks daherkommen.«

»Herr und Meister«, bedeutete ihm Montroyal, »der König ließ ihn rufen ...«

»So rufe ich ihn vom König ab! Der Ritter vom Tempel, und stehe er noch so hoch, muss mir gehorchen und nicht dem König. Schickt nach ihm - ich will und muss ihn haben.«

Montroyal gehorchte. Der Meister war allein mit Boulogne.

»Was denkst du davon, Boulogne? Antworte schnell, ehe Montroyal zurückkehrt!«

»Gar nichts«, sprach jener eintönig, - »es wird sich alles erklären«, sagte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

»Draußen«, meldete Montroyal, »steht Prinz Robert. Er wünscht Euch zu sprechen, Meister.«

»Jetzt nicht! Ich kann ihn jetzt nicht sehen ... und doch, doch lasst ihn kommen, dass die kindlich frommen Züge, die schönen unschuldigen, mich besänftigen mögen.«

Der königliche Knabe wurde hereingeführt. Zarter an Gestalt, als sein Alter vermuten ließ, umschloss ihn das blaue seidene Wämschen, verbrämt mit goldenen Fransen. Auch ein blaues Baretchen mit weißen Federn schwebte, wie es schien, auf den goldenen Locken des Knaben, der dreist auf den würdigen Meister zueilte und ihm die Hand reichte. Der Meister aber nahm ihn mit beiden Händen auf vom Boden und küsste ihn auf die Stirn.

»Und du kommst so allein, mein Knabe?«

»Nein, Vetter, ich bin nicht allein hieher gekommen. Das Fräulein von Valiere brachte mich. Sie blieb drüben in dem alten grauen Haus bei einer Freundin, deren Diener mich die kleine Strecke trug. Ich habe dir auch etwas mitgebracht, doch darf ich nicht sagen, von wem. Ich glaube, es ist Veilchenzucker darin.« Und der Knabe zog ein viereckiges Päckchen aus seiner Brusttasche. Es war zierlich und künstlich genug mit Seide umwunden, dass es der Neugier trotzen konnte. Mit vieler Mühe löste der Meister die seidenen Fäden. Und der Knabe hatte recht: Veilchenzucker war darin; nichts anderes. Des Knaben Augen glänzten vor Freude, da er den Leckerbissen sah. Er wusste ja wohl, dass er etwas davon bekommen würde. Aber der Meister brach den Zucker nicht, denn er misstraute dem Geschenk, besann sich eine Weile und legte es dann zur Seite. Den Knaben wusste er zu beschwichtigen, befahl Boulogne flüsternd, einen kundigen Mann zu besorgen, damit er dieses Stück Zucker untersuche, ob es vielleicht vergiftet wäre. Nichts schien so gewiss als diese Vermutung, und sowohl Boulogne als auch Montroyal verließen den Meister, der in Gegenwart des Knaben doch nicht weiter mit ihnen sprechen konnte.

Es war ein eigener Anblick, als sich der Meister auf einen Sessel niederließ und den holden Knaben auf seinem linken Knie schaukelte. So manche Gedankenfolge knüpfte sich an dieses Bild. Des Meisters Augen erglänzten, wie von Vaterfreude und man betrachte das Gelübde, welches er abgelegt hatte. Ist es möglich, dass eine Seelenstimmung gerade im Gegensatz mit der Schwingung des Geistes stehe? Konnte Jacob von Molay so väterlich, so liebend den Knaben betrachten, ihn auf seinem Knie schaukeln, wenn er überzeugt gewesen,

dass Gattenliebe oder auch eine andere ein Abscheu des Ordens wäre? Wie so herzig der Knabe dem Meister in die großen dunklen Augen schaute, wie der stille Vorwurf, dass er ihm das Stückchen Veilchenzucker vorenthielt, sich so treu und wahr in des Knaben Augen malte, da wurde der Meister hingerissen von dem lieblichen Spross des ihm nun feindlich gesinnten Königs.

Alle Sorgen waren plötzlich geschwunden und nachahmend das Kind sprach der Meister zum Kind: »Möchtest wohl das Stückchen Zucker haben, Robert? Nicht wahr, du kleiner Prinz? Wir wollen sehen, was damit zu machen sei. Halte dich fest an meinem Kleid, dass du nicht vom Knie fällst, dann will ich den Zucker brechen.«

Der Meister nahm das Stück und schon hatte er beide Daumen darauf gelegt, um es mit dem Knaben zu teilen, da stieg der gräuliche Verdacht wieder in ihm auf, und er sprach vor sich hin: »Es wäre schrecklich, wenn wir beide davon genössen - ich, sein Feind und dieses hier sein leibliches Kind. Sieh, klar wie Kristall die Masse ... ihres Erfinders würdig ... des Kaisers Friedrich.«

Während dieser Worte war das Licht des Fensters durch den Veilchenzucker gefallen. Der Meister entdeckte darin ein scharf geschnittenes dunkleres Viereck. Er sah noch einmal hin, um es deutlicher zu erkennen, prüfte es genauer, und rief, indem er den Knaben von seinem Knie hob: »Bei unserer lieben Frau! In diesem Zucker steckt etwas ganz anderes, als ich vermutet habe.«

Darauf nahm er den Knauf seines Dolches, zerbröckelte damit die glasähnliche Scheibe. Und siehe da! Ein Blättchen enthielt sie in ihrem Inneren, ein Blättchen Papier, von einer Frauenhand beschrieben. Nicht ohne Mühe entzifferte der

Meister die Schriftzüge. Eine zitternde Hand, so schien es, hatte sie dem Papier anvertraut.

Großmeister der Tempelherren - so lauteten die wenigen Zeilen, flüchtet ans Frankreich! Flieht, so weit der Kiel eines Schiffes Euch tragen kann. An einem Haar hängt das Schwert über Euch und über den ganzen Orden.

Das Blättchen entfiel der erschrockenen Hand, der Meister starrte vor sich hinaus, und Robert, der Knabe, langte nach dem zerbröckelten Zucker.

Doch plötzlich donnerte des Meisters Befehl durch die Gänge des Tempels. »Boulogne«, rief er, »und Montroyal! Geh, geh, mein Robert«, sprach der Zurückkehrende sanft zu dem Knaben.

»Bald besuche ich dich. Bringe deiner Mutter meinen herzlichen Gruß. Sage ihr, den Veilchenzucker würde ich ihr nie vergessen.«

»Nicht meine Mutter hat ihn mir gegeben, Vetter, sondern die schöne Margot. Sie steckte mir ihn zu, als Valiere und ich von ihr Abschied nahmen.«

»Margot! Wer ist diese Margot? Kennst du sie, Robert? Hast du sie öfter wohl gesehen? Hat sie nicht noch einen anderen Namen? Besinne dich einmal.«

»Das weiß ich nicht, lieber Vetter, aber wo sie wohnt, das will ich dir wohl sagen.«

Niemals wohl hatte Jacob von Molay sich angelegentlich nach einem Weib erkundigt wie jetzt. Niemals wohl hatte er mit einem Kind mehr Worte gewechselt. Und der Knabe beschrieb ihm alles so genau, dass er Margot nicht verfehlen konnte. Auch die letzten Krumen des Veilchenzuckers wurden nun dem Knaben zuteil. In seiner kindlichen Einfalt schwatzte er mehr, als der Meister zu wissen begehrte, und

schimpfte endlich auf einige Damen der Königin, welche die schöne Margot immer nur die Waffenschmiedstochter von Beziars nannten. Das Erstaunen des Meisters wurde durch den Eintritt der beiden Gerufenen unterbrochen. Er ließ alsbald den Knaben dem harrenden Diener übergeben und nötigte die beiden, sich niederzulassen. Er aber hatte das Blättchen wieder vom Boden genommen. In einen Sessel geworfen, heftig die Stirn reibend, wusste er nicht zu Worte zu kommen.

»Was ist es, Herr und Meister«, fragte endlich Boulogne, »das uns hierher gerufen? Des Tempels Wände erdröhnten von der Macht Eurer Stimme, und, obwohl weit entfernt, schlug sie dennoch an unser Ohr.«

»O, Boulogne!«, brach der Meister hervor, »es tagt furchtbar in meiner Seele! Montroyal, man spielt mit uns nicht mehr wie mit Knaben. Nein! O, nein! Das Spiel ist nicht für einen König von Frankreich. Das Spiel wird blutig enden! Wer es verliert, nur das ist noch die Frage.«

»Herr und Meister«, versetzte Montroyal, »so habe ich Euch noch nie gesehen! Mochten auch tausend Sarazenspeere um uns sausen, im wildesten Kampfgewühl wart Ihr Euch gleich geblieben. Es muss schrecklich sein, was Euch widerfahren ist.«

»Wohl schrecklich, Montroyal! Schrecklich genug, dass es einen alten Mann erschüttern könne. O, warum habe ich den Rat treuer Freunde verworfen und blieb nicht auf Zypern! Dort konnte ich sagen: Komm an! Komm an! Ich halte vor!«

»Und warum denn nur auf Zypern?«, entgegnete der Kühne. »Warum nur auf Zypern und nicht auch in Frankreich? Sind wir nicht Männer hier wie dort? Ist man so feindlich gegen uns gesinnt, dass das Spiel blutig enden werde. So wollen

wir doch sehen, auf welcher Seite das Blut fließe! Schickt Reitende ab in alle Provinzen! Was sich zum Orden bekennt, versammle sich in dieser Stadt Paris, und trotzig stehen wir da, Mann an Mann, Rücken an Rücken, einer stärker durch den anderen. Lasst sie kommen die Nattern, die uns im Finsternen umschleichen! Der Fußtritt der Tempelherren wird sie zermalmen!«

»Was ist es denn?«, trat Boulogne mit seiner gewohnten Ruhe dazwischen. »Was ist es denn, das so plötzlich Euch erschreckt hat, Meister? Lasst doch sehen, Ihr tragt ein Blättchen in Eurer Hand. Lasst es mich doch einmal lesen.«

Der Meister reichte es ihm schweigend. Kein Zug in Boulognes Gesicht veränderte sich. Er gab es zurück.

»Meine Ahnung ist erfüllt.«

Eine tiefe Stille senkte sich auf die drei Männer hernieder. Ein jeder von ihnen hing seinen eigenen Gedanken nach.

Jacob von Molay nur sprach halblaut zu sich selbst: »Es ist klar, man hat mich hergelockt nach Frankreich, mich und meine besten Mannen, um uns zu verderben. O, Kardinal! Kardinal! Du hast mit gleisnerischer Rede mich betört, und du, Papst ...! Doch, bei Gott! Bei dem Herrn der Heerscharen! Bei der heiligen Mutter sei es geschworen«, rief er plötzlich mit dem ganzen Grimm eines verwundeten Löwen. »Ihr sollt Euch verrechnet haben! Herbei werden sie strömen von Ost und West und Süd und Nord, ihren Meister zu beschützen, sei es mit Schwert und Lanze. Diese Hallen werden erdröhnen von dem Klang der Waffen, von dem Rasseln der unzähligen Harnische. Komm an, falscher König, wir wollen uns wehren, dass man in Blutes Strömen sich baden könne! Kommt her, Ihr zierlichen Ritterlein, wir wollen Euch die minnigen Gedanken aus den Köpfen treiben ... Eitel Notwehr

ist es und nichts weiter ... die Regel bleibt unverletzt, denn nicht wir zucken das Schwert gegen Christen!«

Eine flammende Röte hatte des Meisters Gesicht übergossen. Erschöpft von der Aufwallung war er wieder in den Sessel gesunken. Jetzt erst trat Boulogne dicht zu ihm hin, legte ihm die Hand sanft auf die Achsel und bat ihn leise, dass er Montroyal entlassen möchte. Wie aus einem schweren Traum erwachend schaute der Meister seinen treuen Boulogne groß an, und erst, nachdem dieser zweimal die Bitte wiederholte, hatte ihn Jacob von Molay verstanden.

»Entfernt Euch, Montroyal«, sprach er matt, »ich werde Euch rufen lassen, wenn ich Eurer bedarf«

»Richte dich auf«, sprach Boulogne, als sie allein waren. »Richte dich auf, Jacob von Molay. Bleibe ein Mann, verzage nicht. Aber glaube mir, es ist notwendig, alles jetzt ins Auge zu fassen. Kein Vorwurf von meinen Lippen soll dich jemals kränken, Freund. Nur um eines bitte ich dich: Nimm all deine Seelenkraft zusammen. Ich weiß mehr, als du denkst. Meinst wohl, jener Waffenschmied von Beziere, der Prior von Montfaucon und Noffo Dei seien unsere Ankläger. Bis heute habe ich geschwiegen, denn unnütz wäre es gewesen, etwas zu sagen, was ich nicht beweisen konnte. Nur Zwietracht hätte ich unter die Mitglieder des Ordens gesät, und das wollte ich nicht, zumal in Paris, wo uns Tausende lauschend umschleichen. Nun aber ist es Zeit, zu reden und zu handeln. Du selbst, Jacob von Molay, hast mit leichtem Sinn, wie er weder für dein Alter noch für deine Weisheit passt, unseren Feinden das Spiel erleichtert. Längst bin ich ungesehen den Schritten des Dauphins gefolgt - du und er, und er und du, ihr habt euch fangen lassen. Er ist jung, leider empfänglich für eines Weibes Schöne, und - eine Schäferstunde hat schon manches

Geheimnis enthüllt. Jener Greis, dem das Mädchen angehört, bekennt sich selbst zum Orden vom Hospital. Wer weiß, wie vielen Anteil der Orden an unserer misslichen Stellung hat!«

»Ja, du hast recht«, sprach der Meister nach einigen Sinnen, indem das sorgenvolle Haupt auf- und niederschwankte. »Du hast recht, Peter, wir sind umlauert von tausend und abermal tausend Feinden. Nun erst sehe ich ein, warum Villaret nicht gekommen ist. Man beneidete uns. Das war ihnen noch nicht genug - man musste uns auch erst hassen. Den Neid konnten wir wohl verlachen; dem Hass aber müssen wir die trotzig Stirn entgegenstellen!«

»Nicht doch, Jacob, nicht doch. Mit Trotz ist hier nichts anzufangen. Ruhiges Nachdenken wird einen besseren Schluss herbeiführen. Wer weiß auch, ob es sich gar so arg verhält - das muss die Folge lehren. Man wird sich nicht erkühnen, uns widerrechtlich anzutasten. Wir können uns ruhig auf unser gutes Recht stützen, und ich vertrete den Orden vor der ganzen Christenheit. Von den Anklagepunkten habe ich schon gehört - das Volk trägt sich mit ihnen herum. Abgeschmackt sind sie, erlogen, unerweislich. Was die Übertreter der Ordensregel anbelangt, über solche richten wir selbst, kein anderer. Was kann es uns kümmern, ob das Ordenskleid des Dauphins sich in den Händen eines Wilhelm von Paris befindet?

Der Pater kann höchstens sein Ankläger werden, nicht aber sein Richter.«

»Du willst mich beruhigen, Peter«, seufzte der Meister tief auf. »Aber niemals war ich so unruhig, wie jetzt in diesem Augenblick ...«

Ein Bruder trat herein und meldete Wilhelm von Paris, den Beichtvater des Königs.

»Bleib in der Nähe«, flüsterte der Meister, »dort, durch jene Tür. Sie ist aus dünnem Holz geschnitzt und wird den Schall nur dämpfen.«

Boulogne eilte an den bezeichneten Ort.

Des Meisters Seelenstimmung zu berechnen, wäre ein kaum lösbares Rätsel. Bald wollte er kühn der Übermacht trotzen und bald warf ihn der Gedanke an die Gefahr darnieder. Der Pater konnte daher keinen gelegeneren Zeitpunkt treffen. Er, der schlaue, umsichtige Priester, der den König und den ganzen Hof am Gängelband führte, der selbst der Macht des Papstes Trotz bieten durfte, denn er konnte sich dreist auf Philipp stützen, und wie Philipp mit Päpsten verfuhr das wusste die ganze Welt. Nicht, wie damals, als er in der Audienz beim Großmeister erschien, kam der Pater heute. Als ob er ein gar wichtiges Geschäft mit ihm abzumachen hätte, so trat er mit einem Anstrich von Wichtigkeit auf ihn zu; aber freundlich war sein Gesicht, wenn irgend Freundlichkeit in Wilhelms Züge sich einbürgern konnte.

»Ich komme, hoher Herr ...«

»Vom König?«

»Nicht von dem König; aus eigenem Antrieb bin ich hier und denke, dass wir uns über so manches verständigen werden. Der König zwar hat mir ganz andere Dinge aufgetragen, doch ich, von dem Heiligen Pater selbst zum Haupt der Geistlichkeit in Frankreich gestellt, ich hege zu viel Achtung für den kriegerischen Orden der Tempelherren, liebe ihn sogar mehr als jeden anderen ...«

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach ihn der Meister. »Ihr kommt zu mir, um für den Dauphin zu bitten. Darauf, hochwürdiger Herr, kann ich nicht Rücksicht nehmen; denn wenn sich auch der Orden in mir darstellt, so bin ich doch nicht be-

fugt, ohne Rat der anderen Brüder, ohne ihre Beistimmung, über einen Großkomtur auf irgendeine Weise zu bestimmen.«

»Hoher Herr«, trat ihm Wilhelm von Paris zutraulich näher, »denkt Ihr vielleicht, ich nehme Rücksicht auf Dinge, die kaum geeignet sind, die Aufmerksamkeit eines Bischofs zu reizen? Wir wissen beide ja, dass solche Verletzungen der Regel im Bereich der erlaubten Möglichkeiten liegen. Drum davon nicht mehr die Rede. Was helfen Versicherungen, was helfen Schwüre? Die Tat muss sprechen. Hier bringe ich Euch den Mantel des Dauphins zurück. Mein heiliges Gewand bot Raum genug, es darin zu verstecken. Von den Hospitalitern rührt die Anzeige her. Ich weiß ja, dass sie Eure Nebenbuhler sind, und möchte um jeden Preis die drei ersten kriegerischen Orden miteinander vereinigt sehen. Was seht Ihr mich so zweifelnd an? Dem König freilich ist Kunde davon zugekommen, und Ihr wisst ja selbst, Philipp wähnt sich, der Beschützer und Richter. Philipp trug mir ein ganz anderes auf. Ich aber meinte, es wäre besser, wenn man ein Ärgernis der Welt vorenthielte. Aus diesem Grund habe ich Euch den Mantel zurückgebracht.«

»Ihr überrascht mich wirklich, hochwürdiger Herr.«

»Keineswegs dürfte das sein, wenn Ihr meine Stellung bei Hofe betrachtet. Ich bin der Beichtiger des Königs, sitze im Geheimen Rat, bin stets um ihn, und es würde dem König nicht mehr als zwei Worte kosten, so wäre ich wieder ein gewöhnlicher Dominikanermönch. Seht, hoher Herr, man entsagt ungern einer Stellung, wo man gesehen worden auf der Menschheit Häuptern. Mag man es auch Eitelkeit schelten, oder was sonst, es liegt schon einmal in der Brust eines jeden Erdgeborenen, dass er die Stufe, auf welche ihn Kopf und

Herz geführt haben, zum Hebel einer höheren nehme, nicht aber heruntersteigen mag. Wir Mönche sind ja auch Erdgeborene, so manches erinnert uns an die Scholle - warum sollten wir nicht auch Ehrgeiz besitzen? In ihren Grundzügen sind alle Orden einander verwandt. Ob ein Mönchsorden ein kriegerisches Leben führe oder ein beschauendes, das bleibt sich gleich. Ich halte es für Pflicht und Schuldigkeit, dass einer dem anderen helfe, ihm nütze, wo er nur kann.«

»Bei unserer lieben Frau! Hochwürdiger Herr, diese Ansichten hätte ich bei Euch nicht vermutet.«

»Das will ich wohl glauben. Es leuchtet auch ein: Ihr steckt in der Rüstung, führt Schwert, Dolch, Keule, Lanze und was noch - schlägt darein, wo Ihr könnt und wo Ihr mögt. Macht Eroberungen und müsst sie wieder im Stich lassen. Ich aber lebe an König Philipps Hof, halb ihm, halb dem Papst untertan, bin ein Mittelding, das weder dem Himmel angehört noch der Erde. Heute bin ich der scharfsichtige Staatsmann, morgen bin ich der stumpfsinnige Mönch; heute muss ich den besten Sohn der Kirche von seinen Fleischessünden erlösen, und morgen muss ich sein Kuppler fein, um nicht erniedrigt zu werden. Seht, hoher Herr, das ist meine Herrlichkeit.«

»Ihr sprecht offenherzig. Das ist mir lieb. Wahrlich, ich fasse Vertrauen zu Euch. Wer so, wie Ihr, sich darstellt, dem mag man wohl Glauben schenken. Was ist es denn, das Euch veranlasst, mir alles so haarklein zu offenbaren? Ohne Hehl, ich bitte Euch darum, sagt es mir.«

»Wohlan denn, Herr; doch darf der König nichts davon erfahren.«

»Sorgt Euch nicht.«

Geheimnisvoll trat Wilhelm von Paris noch näher heran zu dem Meister, eröffnete ihm, dass der König mit dem Papst

einverstanden sei, alle kriegerischen Orden in einen zusammenschmelzen wollte, unter dem Namen eines königlichen Ordens ihn zu der Wiedereroberung des Gelobten Landes zu verwenden gedächte; dass der König den Tempelherren misstraute, sie unschädlich zu machen beabsichtigte und darum der ganze Orden aufhören müsste. Welchen Eindruck diese Eröffnung auf den Großmeister machte, das ist leicht zu ermessen, wenn man die geheimste Absicht, das innigste Begehren seines Herzens betrachtet. Es tat ihm nun leid, dass Boulogne hinter der Tür lauschte, und mit einem Wink gebot er dem Pater Schweigen.

So leise, dass es nur ein Wilhelm von Paris verstehen konnte, mit einem Blick, welcher mehr zu verstehen gab als alle Worte, mit einem Händedruck, der viel versprach, sagte Jacob von Molay: »Auf Wiedersehen.«

»Wo?«

»Im Louvre.«

»Wann?«

»Morgen früh, nach der None.«

»Ich erwarte Euch.«

Fünftes Kapitel

Es dunkelte in den Gängen des Louvre.

Still war es, unheimlich. Nichts hörte man als der Wachen gemessenen Schritt, dessen Eintönigkeit gar unangenehm sich verkündete. Auch nicht einer ließ den Schaft der Hellebarde auf die Steinplatten fallen. Es war verboten worden, vor irgendeinem, der die Gänge durchschweifte, dieses Zeichen der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit an den Tag zu legen.

Schon brannten in Brüstungen und Nischen der Gänge die vielen Ampel, doch sie brannten düster, kaum so viel Licht verbreitend, dass man eine dahinschweifende Gestalt erkennen konnte. Es hätte auch des Lichtes nicht bedurft, denn menschenleer war es, und selbst die Wachen zogen sich, wie auf geheimem Befehl, bis auf das unterste Ende eines einzigen Ganges zurück. Hier standen sie versammelt, tauschten flüsternd ihre Mutmaßungen gegeneinander. Sie wussten sich das Ganze nicht zu erklären. Warum denn auch? Warum sollten Wachen, die etwas unbewacht lassen müssen, das erklären dürfen? Es wäre einem hochgewachsenen Mann, in weißem Mantel, mit breit gekrempten Hut, welche beiden Stücke beinahe das ganze Gesicht des Mannes deckten, und der in einer Nische auf etwas zu warten schien, gewiss sehr unbeliebt gewesen, wenn die Wachen sich über ihn hätten aufklären können. Unlieb? Das Wort ist Beschönigung. Vielleicht wäre sein Zorn gereizt worden, und dann wehe den Wachen! Der Mann im weißen Mantel und breit gekrempten Hut war der König Philipp, war der mächtigste Selbstherrscher in der ganzen Christenheit - und er stand jetzt und kenntlich gemacht durch die Verkleidung, um ...

Eine hohe weibliche Gestalt näherte sich ihm. Der stumme Blick derselben riss ihn zum geflügelten Schritt hin. Kaum konnte sie ihm so schnell voraneilen, wie er ihr folgte. In ein kleines, aber hell erleuchtetes Gemach trat der König. Die hohen Kerzen ließen ein rotes Kreuz auf seinem weißen Mantel erblicken. Sie zeigten in der weiblichen Gestalt Oberhofmeisterin der Königin, Pontrouge. Nicht ein Wort wechselten die beiden miteinander. Stumm, wie sie gekommen waren, schieden sie. Pontrouge aber schlug den Weg nicht ein, der sie hergeführt hatte. Sie entfernte sich durch eine andere Tür.

Der König war allein.

Wer hätte unter diesen weißen Mantel, unter diesem roten Kreuz denjenigen Fürsten vermuten sollen, der jetzt darauf ausging, den Orden zu verderben, welchen dieses Kleid angehörte? Und dennoch, verwandte er nicht jetzt gerade dieses Ordenskleid zu einem sündigen Unternehmen? Mochte nun auch König Philipp aus übergroßer Religionsschwärmerei, aus Selbstsucht, aus gekränkten Stolz eines Selbstherrschers, aus Eigennutz oder Geldgier den Orden hassen, so war er doch nur der mächtige Bogen, dessen Sehne in der Hand seiner Minister war. Sie hatten den Pfeil aufgelegt und Philipp machte ihm nur gar zu gut fliegen. Wie er da so ver mummt an der Tür lehnte, hätte man da wohl vermuten können, dass ein so großer mächtiger Fürst sich aus eigenem Antrieb zu solchen Mummenschanz hergeben würde? Sowohl Wilhelm als auch Pontrouge hatten seine Leidenschaft für Margot genau berechnet; ein jedes von ihnen aber zu einem anderen Zweck.

Dem König schien es nicht sonderlich zu behagen, denn er war so allein mit seinen schlimmen Absichten, war so allein mit seinem Gewissen. Wo das Gewissen sich regt, da fliehe jeder die Einsamkeit: Ein schwarzer kläffender Hund steigt es vor ihm auf, nicht in ihm. Borstig sträubt das Haar dieses Mahners um die glänzenden Augen, und sein Gekläff geht endlich über in Geheul. Kein Fluch trifft ihn, kein Schwertschlag hindert ihn ... Sollte es wohl um Philipp von Frankreich so gestanden haben? Möglich; doch nicht gewiss. Vielleicht trieb ihn das Verlangen nach Margot aus einem Winkel in den anderen. Aber warum vergaß er den jetzt seine Verlarvung, drückte den Hut weit aus der Stirn und trocknete mit dem Zipfel des Mantels den Schweiß von derselben ab? Das

musste doch wohl etwas anderes zu deuten haben als Ungeduld der Liebespein. Horch! Ein Geräusch, wie berauschen- des Gewand. Schnell den Hut wieder in die Stirn gedrückt und - Philipp lehnte wieder an der Tür.

Da trat Margot herein. Schön, als sie jemals erschienen war, schön war sie jetzt. Nicht das seidene Gewand, welches sie umgab, nicht der schöne Faltenwurf des langen Schleiers erhöhten ihre Schönheit; aber die Überraschung, da sie den weißen Mantel mit dem roten Kreuz erblickte und die hohe Mannsgestalt, rötete ihre Wangen höher und machte ihr Augen freundlicher erglänzen. Die stumme Verbeugung des Rittersmannes drang der Jungfrau die Notwendigkeit auf, zuerst das Wort zu nehmen: »Man sagt mir, ein Ritter aus dem fernen Deutschland begehre mich zu sprechen. Zwar ist es nicht Frauensitte, allein einem Mann gegenüberzutreten, doch mögt Ihr es mir nicht verargen, Herr, und wengleich die Tugend sich stets selbst genug ist, so sind wir jedoch nicht ohne Zeugen, denn in dem Gemach, welches ich eben verließ, waltete die Hofmeisterin der Königin. Sie selbst schickt mich hierher. Was soll ich denken, Herr«, hob Margot wieder an, »Ihr begehrt mein und steht stumm in Euch versunken, tief in Euren Mantel gewickelt und die Krempe Eures Hutes verbirgt mir Euer Angesicht? Sagt an, seid Ihr vielleicht in des Ordens Angelegenheit hier? Denn eure Gestalt scheint mir so düster, nicht anders, als wenn ein unglücklicher blindes Schicksal angrollt - aber warum kommt Ihr dann gerade zu mir, zu der Waffenschmiedstochter aus Beziers, deren eigener Vater die Klage gegen Orden erhoben haben soll? Noch immer kein Wort? Sagt kurz, Herr Ritter, was begehrt ihr von mir?«

Mantel und Hut waren plötzlich verschwunden und König

Philipp lag zu den Füßen der Jungfrau.

»Dich!«, rief er, »dich will ich von dir!«

»Der König!«, bebte Margot vergleichend zurück.

»Lass den König!«, fuhr er weiter fort, indem er ihre Hand fest in der seinen hielt. »Ich bin Philipp, der dich liebt! Weder Reichtum noch Macht sollen dich mir gewinnen. Nur dein eigenes Herz, Margot, muss für mich sprechen! Du! Du bist es, deren Bild mich stets umschwebt. Im Wachen wie im Traum umglänzt mich das rosige Morgenlicht dieser neuen Liebe, welche ich nicht mehr verbannen kann!«

»Steht auf, mein Herr und König. Ich fühle mich schon unglücklich, Euch zu meinen Füßen gesehen zu haben ...«

»Erkenne daran mein Glutverlangen, du Kalte! Philipp schlüpft wie ein 16-jähriger Knabe zu dir, wirft sich zu deinen Füßen nieder und fleht um Liebe! S sollte er das vergebens getan haben ...? Danke, Mädchen, je heißer die Liebe war, desto glühender ist der Hass verschmähter Liebe!«

»Herr und König«, sprach Margot, mit aller Kraft eine feste Stimme erzwingen wollend. »Herr und König, dies ist wohl der schwerste Augenblick, der in einem so unbedeutenden Leben, wie das meine ist, hereinbrechen kann. Ich fühle, dass ich nicht schwach werden darf ... nein! Ich will auch nicht schwach werden ... ich will mich mit jener Kraft rüsten, welche noch stets die Unschuld umgab. Ich will nicht fliehen vor Euch. Wohin auch sollte ich fliehen? Aber an des Sakraments unverbrüchlichem Band will ich Euch ermahnen. Drum werdet Ihr mir nicht zürnen, ein gerechter Herr.«

»Was gelten Sakramente, wo nur Liebe spricht?«

»Gnädigster Herr, Ihr seid der beste Sohn der Kirche ...«

»Nichts davon! Das führt zu weit! Margot, komm, setz dich neben mich! Danke dir, ich wäre nicht König, denke dir, mir

lebte kein Weib, nichts stände uns beiden entgegen ... würdest du dann mich lieben können?«

»Ich habe jeder irdischen Liebe entsagt, mein König.«

Die Jungfrau stand seitwärts weit ab von ihm. Er bemerkte nicht, dass bei diesen Worten ein feuchter Schleier sich über ihre Augen zog.

»Margot, sei wahr, verleugnet dein Herz nicht! Ich weiß, du trägst eine irdische Liebe mit dir. Was führte dich so schleunigst dem deutschen Rittersmann entgegen, den man dir gemeldet hat?«

»Herr König«, stammelte sie hervor.

»Ich weiß alles! Weiß mehr, als du denkst! Graf Hugo war es, der Glückliche, der dich gefesselt hat.«

»O, Pontrouge!«, seufzte das Mädchen tief auf.

»Ja, ja, Margot«, das glaubtest du nicht, dass ich um alles so gut Bescheid wüsste. Ich kenne ihn, kenne ihn recht gut den schmucken Grafen, den Tempel Herrn ... und wenn du ihn mit deinen Armen umschlungen hieltest, ich würde ihn herausreißen!«

In ihrer Aufregung verstand Margot die Drohung des Königs keineswegs in ihrer ganzen Bedeutung. Philipp hatte auch an die Kurfürsten die Mahnung ergehen lassen, seinem Beispiel zu folgen, und meinte, dass man auch in Deutschland sich der Tempelherren bemächtigen würde. Sein Eigendünkel gab dieser Vermutung Raum. So hatte er ebenfalls an den römischen König, an den König von Neapel, von England, Kastilien, Aragonien, Navarra, Portugal, an die italienischen Fürsten und an den Grafen von Flandern Mahnungsbriefe abgesandt. Dies alles erwachte plötzlich, als er des deutschen Großkomturs erwähnte. Darum war er in seiner Drohung so heftig geworden, dass Margot, von ihr erschreckt, noch wei-

ter zurückwich. Die Rolle des zärtlichen Liebhabers hatte Philipp vergessen. Er saß nun wieder da als König. Das Auge, voll Verlangen, haftete auf der Jungfrau totbleichen Zügen, zog sich gierig an den üppigen Bau der Glieder, an die Wellenlinien des schönen Körpers.

»Hätte man es denken sollen«, begann er endlich halblaut, »dass eine Margot, von mir von Wohltaten überhäuft, mich einem deutschen Tempelherrn nachsetzen würde! Ich möchte es nicht glauben, wenn ich es nicht selbst erlebte! Doch nun kein Wort mehr davon. Ich bin jetzt nicht aufgelegt zu Liebesgeschichten, doch werde ich sorgen, dass du allein bleibst, Margot, und weitere Befehle wirst du erwarten.«

Ohne sich um Mantel und Hut zu bekümmern, verließ der König das Gemach. Margot stand, einer Bildsäule gleich. Sie konnte nicht von der Stelle weichen. Da tönte es von lautem Rufen, eilige Schritte klangen durch die Gänge, es drang näher und näher.

Aufgescheucht aus ihrem Verlorensein hörte Margot die Worte: »Tempelherren im Louvre! Tempelherren!«

Sie wollte sich zurückziehen, wollte in die verstecktesten Gemächer eilen, da wurde die Tür aufgerissen und ein Tempelherr stürzte herein.

»Bist du Margot?«, fragte er fliegenden Atems.»Ja du bist es! So hat man dich mir beschrieben. Nur der leidige Putz entstellt deine Schönheit, Mädchen. Verbirgt den Dauphin von Auvergne!«

»Ihr?«

»Frage nicht! Verbirgt mich!«

Schon hörte man die Schritte der Verfolgenden näher und näher dringen, der Dauphin sah die Unentschlossenheit der Jungfrau und flüchtete durch die andere Tür. Er war ver-

schwunden wie der Hauch des Mundes.

Da klopfte es, und ohne die Erlaubnis abzuwarten, drang der Wachhauptmann herein.

»Wo ist der Tempelherr?«, war seine erste Frage.

»Tempelherr ...? Ich weiß nicht ... von einem Tempelherrn.«

»Leugnet nicht, Fräulein, hier liegen Mantel und Hut: Hier muss er sein! Doch was frage ich Euch noch lange, ich werde ihn schon ausfindig machen.«

Und nun stellte der Wachhauptmann eine Untersuchung an, so genau, dass auch nicht eine Maus sich hätte verbergen können. Doch, wie zu vermuten stand, er fand nichts, und heftiger und immer heftiger wurde der Söldner des Königs. Margot meinte, dass sie ihm mit Ruhe begegnete; doch war ihre Aufregung nicht zu verkennen und das reizte den Wachhauptmann umso mehr auf. Er wollte auch in die anderen Gemächer drängen, schritt auf diejenige Tür zu, durch welche der Dauphin verschwunden war. Doch, wie gefesselt, blieb er stehen, denn Pontrouge trat ihm entgegen.

»Wer lärmt hier so?«, fragte sie. »Wer wagt es, hier zu lärmern? Ich kenne Euch, Ihr seid Hauptmann ... und Ihr wagt es hier, hier einzudringen?«

»Gnädige Frau«, stotterte der Hauptmann hervor.

»Es steht Euch zu«, unterbrach sie ihn, »Euch schnurstracks zu entfernen.«

»Doch dieser Mantel, die so Hut ... meine Wachen ...«

»Eure wachen! Was haben sie gesehen? Nichts, gar nichts! Sie dürfen nichts gesehen haben! Habt ihr mich verstanden, Herr Hauptmann? Sie dürfen nichts gesehen haben. Hütet Euch, dass ich Euch demjenigen unter die Augen führe, der Mantel und Hut getragen hat ... sein Blick würde Euch ver-

nichten.«

»Doch gnädige Frau, ich habe Befehl, Tempelherren, welche sich im Louvre eingeschlichen haben, zu verhaften. Meine Pflicht ...«

»Was! Pflicht! Das Wort trägt Euresgleichen stets im Munde! Ich sage Euch, Hauptmann, diesen Mantel, diesen Hut hat kein Tempelherr getragen! Habt Ihr verstanden? So geht, tut es Euch selbst zu gefallen, dass ihr von dem ganzen Hergang schweigt.«

Der Hauptmann aber war keineswegs von denjenigen Männern, welche sogleich auf Liebesabenteuer schließen. Er beharrte fest darauf, dass er, seine Pflicht zufolge, den Mann sehen müsste, der als Tempelherr verkleidet hier eingedrungen war. Pontrouges Fassung wurde dadurch merklich erschüttert. Sie wusste sich aber dennoch zu behaupten, winkte den Hauptmann auf die Seite, sprach einige Worte leise, ihr Blick bezeichnete ihm Margot.

»Zum Teufel«, brummte der Hauptmann für sich, als er sehr linkisch das Gemach verließ. »Zum Teufel mit der Hauptmannschaft, wenn König Philipp dumme Streiche macht.«

Pontrouge hörte noch, wie er seinen Untergebenen den Befehl erteilte, sich wieder an ihre Posten zu begeben und ihnen einschärfte, was sich heute Abend auch im weißen Mantel zeigen würde, freien Durchgang zu gestatten.

Nun atmete Pontrouge wieder frei, doch Zentner schwer drückte König Philipp Drohung ihr Herz danieder.

Margot war während des ganzen Auftritts mit dem Hauptmann, da er mit Pontrouge gesprochen hatte, teilnahmslos geblieben. Alle Ereignisse dieses Abends hatte ihre Denkkraft so erschüttert, dass ihr Geist in einer Art von Spannung verfallen war. Jetzt ergriff Pontrouge ihre Hand. Das Mädchen

schrak zusammen, und als auch die Oberhofmeisterin alles aufbot, Margot von der Notwendigkeit, den König zu begünstigen, zu überzeugen. Margot blieb kalt, stumm, ja, in ihren Zügen lag Verachtung.

Trotz des Widerstandes der jungen Frau zog sie Pontrouge in das angrenzende Gemach, wo der Dauphin verborgen war. Als sie seiner ansichtig wurde, war es, als ob der erste Sonnenstrahl in die schlummernde Natur hineinzuckt. Ihr Auge leuchtete auf. Schnell beredeten Mundes fragte sie: »Was führt Euch, Euch, den Tempelherrn, in einer Jungfrau heiliges, abgeschlossenes Asyl?«

»Du fragst noch? Du kannst noch fragen, die über uns gleich der Gottesmutter wacht! Mich sendet der Meister, ich sollte dich suchen und dich fragen, ob du wahrhaft und wirklich Margot von Beziers bist, die Tochter jenes Waffenschmieds, der uns angeklagt hat. Ich meinte nicht, dass man so feindlich gegen uns gesinnt wäre, denn bis heute wurde noch keinen Tempelherrn der Zutritt in den Louvre versagt. Wie es einem Mann, einem Großkomtur, einem Dauphin Auvergne ziemt, so wollte ich vor dich hintreten, nicht aber flüchtig, wie ich hier erschienen bin.«

»Und wenn ich nun die Tochter des Waffenschmieds von Beziers bin, welches Gewerbe habt Ihr, Herr Ritter, dann noch an mich zu bestellen?«

»Ich nicht, holdes Frauenbild, ich habe nichts an dich zu bestellen. Doch diese hier, meine Schwester.«

»Die Frau Oberhofmeisterin ...?«

»Ja, Margot«, nahm diese das Wort, »du siehst hier den Freund, den Waffenbruder des deutschen Wildgrafen. Erzählt doch selbst, Herr Ritter, wie und auf welche Weise Ihr so genau befreundet worden seid.«

»Wir sind jetzt Glieder eines Ordens.«

»Nein, nein! Das ist meiner Margot nicht genug. Was liegt Euch daran, ob Ihr ein Stündchen früher oder später den Louvre verlasst? Nehmt Platz hier; Eure Sicherheit ist nicht mehr gefährdet, dafür bin ich euch Bürge.«

»Nun, um Euch zu willfahren. Wir lagen vor Tortosa, ein tüchtiges Heer. Doch die Stadt wehrte sich hartnäckig. Im Konvent, wie er im Feld sein kann, lernte ich den deutschen Komtur kennen. *Ein schöner Mann*, dachte ich bei mir selbst, *bei der heiligen Mutter! Ein schöner Mann*. Tortosa war erobert, ehe ich in nähere Beziehungen zu dem Deutschen kommen konnte. Doch sein Bild stand immer vor meinen Sinnen, und wie sehr war ich erfreut, als er plötzlich auf Zypern wieder erschien. Die Neigung, welche mich zu ihm hinzog, fand ich bei ihm: Wir wurden Freunde, ja sogar sehr vertraute Freunde. Des Ordens Gelübde kennt Ihr ja, Keuschheit ist das Erste. Ob Hugo von Payens diesem Gelübde so viel aus den zugemessen hat, dass durchaus keine Liebe in eines Tempelherren Brust aufflammen durfte, das ist eine Frage, welche sich selbst beantwortet. Darf ich nicht meinem Gott lieben, meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder und all meine Angehörigen? Seht, diese Zweifel äußert der Wildgraf gegen mich. Er enthüllte mir sein Innerstes, enthüllte mir sogar, dass er auf Roucy ein Mädchen gesehen hatte, schöner als ihm jemals des Himmels Heilige geschildert worden war.«

Der Dauphin hielt inne. Es war nicht schwer, in diesem Augenblick Margots Empfinden zu berechnen. Ha! Wie ergriff die Entdeckung das Mädchen! Jeden Seligkeit; doch Gegenliebe zu wissen, dafür gibt es keinen Namen.

»Margot«, verfolgte sich der Dauphin, »Margot, du warst es, die Graf Hugo auf Roucy gesehen hat. Währe er nicht

Tempelherr, seine Hand würde dich hinaufziehen zu seines Standes Höhe. Welche Qual für ihn! Mir hat er sein Herz verschlossen, dass ein Gelübde in deinen Besitz wehrt. Doch er liebt dich, liebt dich innig, wie man Gott liebt, und traurig, dreimal traurig jetzt, dass ein so herbes Geschick über uns alle hereinbrechen muss.«

»Muss, Herr Ritter ...? Warum muss denn ein so herbes Geschick hereinbrechen über Euch? Seid ihr doch Männer! Bei Gott! Ich hätte nicht gedacht, dass Männer sich so leicht allem fügen würden.«

»Margot, du kennst den König nicht. Er, der mächtigste Herr in der ganzen Christenheit, der selbst nicht anstehen würde, dem Papst den Gehorsam aufzukündigen. Was vermöchten wir gegen König Philipp und seine Überzahl von Schergen? Der Wille dieses Königs ist schon die Tat. Können wir ihn in seinem Willen nicht wanken machen, so ist alles verloren, wir und alles, was uns anhängt.«

»Aber, edler Herr, was soll ich ... ich dabei tun?«

»Auch du hast um das Liebste deines Herzens zu fürchten. Oh, Philips Arm reicht weiter, als du denkst! Ich sage dir, es wird vom glorwürdigen Orden nichts übrig bleiben als der Name, wenn irgend dieser fernerhin genannt werden darf.«

»Ein Winkel der Erde wird doch wohl sicher sein vor ...«

»Nicht einer kann einen Tempelherrn schützen! Wir sind dem Ungläubigen in den Tod verhasst. Verfolgt uns nun der Christ, wohin dann?«

»Das ist eine trübe Wahrheit«, gab Margot zu.« Wie aber wäre des Königs Eisenwille zu beugen?«

»Du kannst es, Margot. Sieh, der Meister schickt mich zu dir. Danken sollte ich im Namen des Ordens und ich heische gleich einen ungestümen Bettler noch mehr ...«

»Und was heischet Ihr denn noch, Dauphin von Auvergne?«

So trat Wilhelm von Paris herein. Pontrouge erschrak so heftig, dass sie am ganzen Körper zitterte. Sie wankte zu einem Sessel.

Der Pater folgte ihr, indem er über die Schulter hinweg dem Dauphin die Worte zuwarf: »Eurem lasterhaften Treiben werden wir bald ein Ende machen. Denkt Ihr, der weiße Mantel berechtige zu jedem sündigen Gelüsten?«

»Hochwürdiger Vater ...«

»König Philipp mag froh sein, dass wir für ihn wachen! Bei allen Heiligen, er dürfte sonst nicht wagen, in seinem Louvre zu schlafen! Euch, Frau Oberhofmeisterin, bedaure ich, und, um Euch der öffentlichen Strafe zu entziehen, denn vor dem ganzen Hof würde der König Euch zur Rede stellen. So weise ich Euch an, noch an diesem Abend den Louvre zu verlassen und in einen strengeren Orden zu treten als derjenige, welchen ihr bis jetzt angehangen habt. Ihr würdet wohl tun, Frau Oberhofmeisterin«, fügte der Pater noch drohend hinzu, »wenn ihr meine Worte beherzigt. Noch ist es Zeit, mit Tagesanbruch nicht mehr. Und du«, wandte er sich an Margot, »du, auf welche das königliche Paar Wohltaten gehäuft hatten, wie mochtest du König Philipp so verraten, Frauensitte mit Füßen treten und diesem Galan den Zutritt gestatten?«

Hoch erglühte Margots Gesicht bei diesen verletzenden Worten. Sich keiner Schuld bewusst, zuckte der Jungfrau Augen beleidigend auf den Pater hin.

Der aber hemmte das Wort auf ihren Lippen: »Ja, zürne nur, Margot! Diesen Zorn kenne ich. Er ist gekünstelt, weil ich mit so nackten Worten das Verbrechen genannt habe, dessen du dich schuldig fühlst.«

»Hochwürdiger Herr«, trat der Dauphin vor, »denkt Ihr, dass Eure Gegenwart mich der heiligsten Ritterpflicht vergessen mache? Diese wehrlosen Frauen schütze ich gegen Euch, gegen Euch, Herr Pater!«

»Sieh doch, sie doch, wie der ritterliche Dauphin von Auvergne nie durch eine Hintertür ent schlüpfen will! Doch ich rate Euch wohl wohlmeinend, dergleichen Gedanken fahren zu lassen und zuvörderst nachzusehen, die ihr aus dem Louvre entkommt. Oh, ich kenne diese ritterlichen Beschützer zarter Frauen. Über alles möchten sie gern die Flügel breiten, ihnen gilt es gleich, sei es eine Christin, sei es eine Ungläubige. Euren Mantel, Herr Dauphin, könnt Ihr bei mir auslösen!«

Nicht die Rede des Partners, verwundert sie auch war, ihre Beziehung machte den Dauphin verstummen. Und triumphierend beharrte der Pater in einem Schweigen, welches den Beteiligten noch peinlicher war als alle verletzenden Worte. Nun aber sah der Dauphin auch wohl ein, wie gefährlich sein Aufenthalt im Louvre war. Es war nicht möglich, denselben unbemerkt zu verlassen. Dass er seine Lage durch ein unterwürdiges Benehmen gegen den Pater nur verschlimmern würde, leuchtete ihm ein. Er griff daher wieder zum Stolz, zur Kühnheit, und beides überraschte Wilhelm von Paris.

»Hört mich, Herr Pater«, trat der Dauphin dicht vor ihm hin, »wenn ich gefehlt habe, so steht Euch der Weg zu meinem Superior offen. Auch könnt Ihr Euch an den König wenden. Ich werde nicht ausbleiben, wenn er mich verlangt. Mich gelüstet nicht, mit Euch noch länger der Rede zu pflegen. Auch will ich nicht, dass Ihr bei den Frauen hier noch länger bleibt, wenn ich sie verlassen werde. Um nun auch sicher aus dem Louvre hinauszukommen, so werdet Ihr die Güte haben, mich hinauszuführen. Ihr selbst, Herr Pater, an Eurem Arm

will ich hinausschreiten. Doch nehmt Euch wohl in Acht. Bei dem ersten Laut, den Ihr zu meinem Nachteil ausstoßt, fährt Euch dieses scharfe Eisen durch die Brust. Ich sage Euch, das Eisen kennt den Weg! Ihr habt mich wohl verstanden?«

»Was! Was ist das?«, trat der Pater entsetzt zurück.»An mich! An den Beichtvater des Königs wollt Ihr Hand anlegen? Ein Tempelherr an den Glaubensinquisitor von Frankreich!«

»Und wäret Ihr der Papst selbst, ich würde nicht zagen und nicht wanken. Und nun fort, Herr Pater. Seht Ihr in meiner recht den Dolch unter dem Mantel verborgen. An den linken Arm führt Ihr mich ... so, seht Ihr das geht. Bis wir das Tor verlassen haben, seid Ihr mein Gefangener.«

Zwar sträubte sich der Pater ein wenig, doch was vermochte er gegen den starken Rittersmann, der ihn wie ein Kind mit sich zog und wie in vertraulicher Unterhaltung mit ihm durch die Gänge schlenderte.

Die beiden hatten sich schon lange entfernt und noch immer wusste sich Pontrouge nicht zu fassen. Sie saß noch immer verloren da, als säne sie auf irgendeinen Ausweg und es wollte sich keiner darbieten. Die sonst nur allzu entschlossen Frau war mit einem Mal ganz aus dem Gleis geworfen, sogar der Tränen konnte sie nicht entbehren. Sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Tuch.

Da hatte Margot alles vergessen, was ihr an diesem Abend begegnet war. Sie näherte sich der Oberhofmeisterin und versuchte sie mit der Gnade der Königin zu trösten. Wie Feuer durchflog das Wort Pontrouges Seele. Schnell hatte sie den Sitz verlassen, sah mit verstörtem Blick lange das Mädchen an und sprach dann mit einem Ausdruck, der unbeschreiblich war: »Kind, das verstehst du nicht! Die Königin gnädig gegen Pontrouge! Sie wird triumphieren, die Navarresin,

wenn ich den Hof verlassen muss. Nichts bleibt mir übrig als das, und besser ist es, ich gehe freiwillig, als dass ich gezwungen gehen müsste. Das wäre also der ganze Rest von meine Herrlichkeit! Darum also hätte ich alldem entsagt, was zu dem Glück eines Weibes geschaffen worden war? Doch nein! Noch gebe ich mich nicht auf! Was ist es denn auch weiter, als dass sich meine Keckheit verdoppelte. Ich will doch sehen, ob König Philipp nicht Herr ist im eigenen Haus! Hörst du, Margot hörst du ...? Kein Tempelherr ist hier gewesen außer dem König. Verbirg diesen Mantel, diesen Hut. Nein, das geht nicht. Der König wird wissen, dass Mantel und Hut hiergelassen worden sind, oder auch nicht. Der Liebeswahn, sagte man mir, umneble das Hirn des Menschen, dass er nicht weiß, was er tut oder getan hat. Will doch sehen, ob König Philipp hierzu den Beweis liefert. Will doch sehen, und wenn es ist, desto besser für uns alle.«

Alle Empfindungen waren an diesem Abend Margots Brust rege geworden. Das eine Erlebnis machte sie schaudern, das andere weckte ihr Entzücken. Verachtung und Bewunderung, Ekel und Sehnsucht wechselten miteinander ab. Was blieb der Jungfrau nur übrig, als sich selbst gestehen, dass sie sich besser fühle als die anderen um sie her? Gerade da man ihre Tugend begeistern wollte, sah sie selbst ein, dass sie tugendhaft wäre. Wohin sie blickte, fand sie sich umlauert, umlagert, mit Schlingen und Fallen umgeben. Keiner Seele durfte sie trauen, den die Teilnahme war allenthalben verdächtig, eigennützig jedes Liebeswort, welches man ihr spendete. Was wollte sie den eigentlich hier? War ihnen nicht besser, da sie noch ein armes Bürgermädchen gewesen war? Glühte ihre Stirn so wie heute, da sie noch die Spangen von blauem Stahl trug? Musste sich Margot nicht zurückwünschen in ihren

ehemaligen unbekanntem Stand? Alles, die Erinnerung sogar, welches sich so mächtig vor ihren Geist drängte, dass er ihnen zu erliegen drohte, führte sie zu einem heldenmütigen Entschluss.

Sechstes Kapitel

Des Waffenschmieds Gewohnheit, vor dem Schlafengehen den Spättrunk zu nehmen, hielt ihn in an diesem Abend wie immer etwas länger wach als viele seinesgleichen in Paris. Nur in den Häusern der größeren Herrschaften wurde noch spät gespeist; freilich nicht kostbar, doch würzig und es vermahlten sich bei diesen Mahlzeiten die verschiedensten, gaumenreizenden Dinge. Mit den anmutigen, orientalischen Gewürzen paarten sich der Knoblauch und die gewöhnliche Zwiebel, und es gehörte keineswegs zu den Seltenheiten, dass auf der einen Ecke des Tisches Zuckerbrot, mit Rosenwasser besprengt, zu finden war und auf der anderen Ecke ein Mehlbrei, mit Milch genießbar gemacht. Florian war ein großer Herr geworden, ein viel bedeutender Mann, das machten ihn die Kammerdiener des Königs glauben. Aus diesem Grund musste also Florian ebenfalls einen gut besetzten Tisch führen, welches ihm umso leichter wurde, da er sich durchaus nicht um die Kosten desselben zu kümmern hatte. Wenn man des Waffenschmiedes Benehmen in allen Beziehungen betrachtet, so wird man sich nicht hoch verwundern, wenn man das sonderbarste Gemisch von Speisen auf seiner Tafel fand, zumal der Sitte jenes rohfinsternen Jahrhunderts angepasst, welches über den Tempelherrenorden so kalt den Stab gebrochen hatte. Wer aber konnte Bürge sein, dass nicht bei Florian

die Mahnungen des Gewissens zum Schweigen gebracht werden sollten? Trank er doch bis spät in die Nacht hinein, während er ehemals ein sehr mäßiger Bürgersmann gewesen war!

Diese Art und Weise, den Schlaf zu befördern, konnte bei Florian füglich der Spättrunk genannt werden. Treu wie immer standen König Philipps Kammerdiener auch in diesem Fall zur Seite. Noch niemals durften sie den Waffenschmied so oft zum Trinken einladen, als gerade an diesem Abend. Es hatte den Anschein, als ob Florian heute ein abgesagter Feind des Weines gewesen wäre. Und doch, so oft er den Becher an die Lippen brachte, trank er ihn bis auf den letzten Tropfen aus. Niemals wirkte der Wein schädlicher, als ob er eine heftige Gemütsbewegung erdrücken soll. Ist es doch gerade, als ob man Flammen durch Flammen dämpfen wollte! So hier: Zu höherer Glut loderte das erregte Gemüt des Waffenschmiedes auf, äußerte sich auf so besorgliche Weise, dass ihn beide Königsknechte früher als sonst verlassen mussten.

Florian war allein. Ha, diese Einsamkeit war ihm peinlicher als die Gegenwart der königlichen Bedienten, die er nun durchschaut hatte. Sie, ebenfalls vom Wein erregt, verhehlten ihm nicht mehr, inwiefern er sich um das Heil der Christenheit verdient gemacht habe, da er die erste Veranlassung zur Klage gegen die Tempelherren gewesen war. Doch wie sie auch seiner Eitelkeit Opfer zu bringen vermeinten; in Florians Brust regte sich ein anderes, als diese niedrigen Seelen zu berechnen imstande waren. Der Wein erhebt jede Empfindung bis zu ihrer höchsten Staffel, dann aber folgt die Erschlaffung. Wer die Gefühle durch den Genuss des Weines zu töten gedenkt, der ist vom Irrtum befangen. Zu dieser Erkenntnis kann derjenigen nicht kommen, dessen Absicht es ist. Das fro-

he Herz wird froher durch den Wein, doch das beschwerte noch schwerer, und, in dem Mittelzustand zwischen Aufregung und Schloffheit wird gegen alles gesündigt, was den Menschen ziirt - man sollte diesen Zustand tierischen Wahnsinn nennen.

Wenngleich Florian nicht in dem Grade dem Wein zugesprochen hatte, dass er in diesem Wahnsinn verfallen wäre, so war seine Seele denn doch zu sehr aufgereggt, als dass er nicht in einen Zustand hätte geraten müssen, der in seinen Beziehungen davon verschieden war. Ein Gedanke nur hatte den Waffenschmied erfüllt, erfüllte ihn stets: der Gedanke, dass er die Ursache zu so großem Unheil wäre. Die Tempelherren, dass schien jetzt ausgemacht, mussten untergehen. Nur das Wie blieb auch dem Waffenschmied ein Geheimnis. Er war nicht so schlecht, dass er in diesem Verderben zu ernten gedachte. Im Gegenteil, da man ihm unwillkürlich die Augen mehr und mehr öffnete, so sah er nur zu deutlich ein, zu welcher viel bedeutenden und schauerhaften Begebenheit er die Hand geboten hatte. Florians Kleid nicht mehr von lebhafter Farbe; ein schwarzer Überwurf, schwarze Beinkleider und eine schwarze Kalotte, eben wie sie die Tempelherren trugen, bedeckte sein Haupt, von welchen sich seit Kurzem eine Locke nach der anderen löste. Blass und hager war sein Gesicht, dem die tief liegenden Augen ein abschreckendes Ansehen gaben. Was jedoch Florian am meisten grämte, das war sein haftähnliches Wohnen in diesem Haus. Niemand kam zu ihm, außer Nogaret und die beiden Diener des Königs. Die Unterhaltung des Ersteren glich gewöhnlich einem peinlichen Verhör, welches den Waffenschmied umso lästiger wurde, da er nun gern Dinge in Abrede gestellt hätte, deren Bedeutsamkeit ihm erst einleuchtend geworden war.

Wenngleich Florian nicht gar hohen Geistes war, so hatte er doch aus diesem Grund auch des Vorteiles, sein Gewissen mit Scheingründen zu beschwichtigen, entbehren müssen, und mehr und mehr, je näher den nächtlichen Schatten nahten, je tiefer die Mitternacht herabsank, erhob sich das stürmende Gefühl in seiner Brust. Wie gern wäre er vor sich selbst geflohen, doch hielt ihn die königliche Macht zurück und noch ein anderes: seine Margot.

Schon so manches war verlautbart in Paris. Unmöglich konnte es Florian verborgen geblieben sein. Was ihn am tiefsten kränkte, war das zweideutige Licht, mit welchem man seine Tochter umhüllte. Der ehrsame Bürgersmann erwachte wieder in dem zum Gecken gekünstelten Florian. Er gedachte seiner Vorfahren, deren Andenken in Beziers stets noch lebte. Tugend war ihr größter Reichtum gewesen, und seine Margot ...? Sie war die Krone der Jungfrauen dort und hier in Paris ...? Freilich mochte das den Vater wurmen und im Gefühl seiner Ohnmacht, eine Änderung herbeizuführen, griff er zum Krug. Er war sich in diesem Augenblick genug, denn es schwand ja doch alles vor den umflorten Blicken. Nur in unzusammenhängenden Sätzen sprach er mit sich selbst, ein Gewirr von erdrückenden Gefühlen zeigte sich dennoch in der regellosen, kaum verständlichen Selbstunterredung.

»Der Wein ... der Wein ... bin doch kein Tempelherr und ... trinke viel Wein. ... Feuer möchte ich ... Feuer trinken, schlürfen! ... Ha, vermählen würde es sich mit dem nassen Element ... und ... ja verzehren würden beide ... mich! ... Nein, nicht mich ... wo bliebe Margot? ... Aber diese Brust ... diese alte, sündige Brust ... Tod und Hölle! Balthasar! He, he Balthasar! Geselle, hörst du nicht, wenn der Meister ruft? Sie alle gehen dem eigenen Gelüsten nach; nur ich ... nicht allein! ... Satani-

scher Tempelherr, verdammte Beichte! ... Ha, Roucy! Roucy! ... Was wäre es denn auch weiter gewesen? Mehr als töten kann keiner den Verbrechern ... und nun! ... An jedem einzelnen Haar meines Schädels wird ein Menschenleben hängen ... die letzte Stunde! ... Wenn sie mir schlagen sollte ... und sie wird mir schlagen ... Wein! Wein! Mehr noch ... vielleicht tönt sie dann nicht so furchtbar mir ins Ohr!

Die Gespensterstunde sah das Erschrecken des vom Gewissen gepeinigten Mannes, da eine Gestalt, verstört und flüchtig zu ihm eintrat. Lange stierte er sie mit weit aufgerissenen Augen an; der Empfang hatte auch die Gestalt verstummen gemacht. Ein heftiger Kampf entstand aber nun in der Brust, in dem Kopf des erschrockenen Florians. Keines Wortes mächtig, erhob er sich mit Mühe, verließ schwankenden Schrittes den überfüllten Tisch, der eines Schwelgers würdig war, und bewegte sich auf die Gestalt zu, welche im dunklen, unheimlichen Gewand ihn bebend erwartete.

»Margot!«, rief er plötzlich, und die Dünste des Weines schienen von ihm gewichen zu sein. »Margot! Meine Margot! Ein Herz liebes Kind! ... Du hier? In diesem ärmlichen Kleid? In finsterner Mitternacht?«

»Ach, mir ist besser, Vater«, neigte sie das blasse Gesicht des Vaters Brust. »Mir ist besser in diesem ärmlichen Kleid, in dunkler Mitternacht bei Euch als im Louvre, bei hellem Kerzenlicht, von Gold und Edelsteinen prangend. Wie mir wohl ist, wie meine Brust sich ausdehnt. So mag einem Gefangenen zumute sein, wenn er nach langen, durchweinten Jahren die drückende Fessel von seinen Gliedern fällt. Lasst mich wieder diese Brust als meine Heimat erkennen. Ich will ja nicht mehr, als dies bescheidene Los. Vater, Ihr könnt nicht erfahren haben, was ich erfuhr. Fühle ich doch die Scham auf meinen

Wangen brennen, doch frohauf jubelt es in mir: Du hast gesiegt. Du hast dich selbst gerettet!«

»Was sprichst du da? Eigenmächtig hättest du den Louvre verlassen?«

»Ihr versteht mich nicht. Dass ich dem Louvre entflohen bin, das ist nur Kleinigkeit Vater ...«

»Noch mehr als das ...?«

»Ihr könnt das nicht begreifen, weder Ihr noch irgendein anderer. Aber ich wusste in Gottes weiter Schöpfung nur Euch, wohin ich flüchten konnte, und vor wem denkt Ihr? Vor König Philipp! Ich will doch sehen, ob sein Recht, sich mit dem Euren messen könne!«

»Ich bebe, Margot. König Philipp sagst du? Er ...?«

»Genug, Vater, ich bringe mich Euch wieder. Lasst mich aber niemals wieder von Euch - deckt der Verantwortung droben. Kinder sind ja geliehenes Gut vom Himmel. Wollte Ihr es veruntreuen? Das wollt Ihr nicht. Eure Margot kennt Euch besser, als dass sie dieses glauben könnte!«

»Nein, Kind, das will ich niemals! Wie ist mir denn? Es wirrt und saust mir so sonderbar durch den alten Kopf wie noch niemals. Das macht der Wein, der böse, böse Geist des Weines. Ja, Margot, den Krug Bier auf meinem Eichentisch in Beziere, nach tüchtiger Arbeit, bekam mir jedoch besser. Balthasar und du mir gegenüber, da war ich froh. Jetzt, nun ja doch, jetzt hat man mit dem königlichen Kanzler zu schaffen - der ist ein Mann von der Feder, passt nicht gut zu einem Waffenschmied. Es ist auch gerade, als ob ich lange und schwer geträumt hätte. Gar manches Bild steigt hohnlachend vor mir auf - der Balthasar hatte doch so unrecht nicht.«

»Wie das, mein Vater?«

»Nun, er ist jetzt in Deutschland, dient einem Grafen, da

kann er es schon zu etwas bringen. Das Tempelherrenkreuz wird ihm nicht lange mehr im Weg stehen und - den Gedanken hat mir ein Gott eingegeben - ja, es bleibt dabei. In Deutschland ehrt man meine Kunst - die alten Knochen werden noch nicht so morsch geworden sein, dass sich für dich und mich das Stückchen Brot nicht mehr erwerben könnte. Margot, wie gehen nach Deutschland!«

Der feste und entschlossene Ton des Waffenschmiedes, mit welchem er die letzte Entscheidung von sich gegeben hatte, stimmte ganz wieder mit seinem ehemaligen Charakter überein und führte sogar auch Margot zu der ehemaligen Herzlichkeit, mit welcher Vater und Tochter stets einander beglückt hatten. Ein unnennbar süßes Gefühl durchwehte des Mädchens Herz, als der Vater von Deutschland sprach; in die Nähe des Geliebten ihrer Seele sollte Margot gelangen. Welche Sprache der Erde gibt von solchem Gefühl wohl Kunde? Während Margot in unwillkürlich diesem Gedanken nachhing, hatte sich auch Meister Florian näher mit dieser Absicht bekannt gemacht. Wohl überlegend sprach er mit sich selbst: »Kenne den Balthasar, eine gute ehrliche Haut. Er wird seinen alten Meister nicht von der Tür weisen. Hat manches Gutes und Liebes in meinem Haus genossen. Wird es noch nicht vergessen haben. So viel Geld, um mir das notwendige Handwerkszeug anzuschaffen, kann ich leicht mit mir nehmen, das kostet nicht alle Welt. Margot führt mir die Wirtschaft, und da will ich meine alten Tage im fremden Land beschließen. Es ist freilich hart, dem heimatlichen Boden auf immer Valet zu sagen, das Vaterland in so späten Jahren noch mit dem Rücken anzusehen, aber es geht nicht anders - wahrlich! Es geht nicht anders. Setz dich zu mir, Margot - so, mein Kind. Wird mir doch wieder so wohl, so leicht, da ich dir wieder einmal

die Augen schauen kann. Bangt dir auch nicht von Deutschland? Ein raues, kaltes Land, Margot; fremde Sitten, fremde Sprache ...«

»Das schreckt mich nicht, mein Vater, das Herz zog mich schon längst dahin.«

»Ja, ja! Margot! Ich merke wohl, den Balthasar hast du doch noch nicht ganz vergessen. Lass mich nur gewähren, vielleicht spriest uns ein kleines Glück aus meiner großen Untat. Vielleicht, wenn die Tempelherren nicht mehr vorhanden sind, gelingt es mir, dich mit Balthasar zu verbinden. Dann, Margot, werde ich ruhig mein Haupt niederlegen können.«

»Wie vor sich selbst erschreckend, winkte Florian seiner Tochter plötzlich Schweigen, erhob sich, eilte mehrere Schritte von ihr weg, blieb abgewandt und tief gesenkten Hauptes vor einem Kruzifix stehen und schlug mehrmals das Kreuz. Er schien zu beten. Darauf sah ihn Margot auf die Knie niedersinken und mit der Stirn den Boden berühren. Des Mädchens Angst entkräftete des Vaters Gebot.

Margot eilte zu ihm hin und sanft mit der Hand berührend fragte sie: »Um Gott! Was ist Euch, Vater?«

Da wendete Florian das Gesicht zu seiner Tochter hin, es war von unsäglicher Angst erfüllt. Das Mädchen konnte kaum den Blick des Vaters ertragen.

»Lass mich hier im Staub liegen!«, stieß er hervor. »Kennst du die heulende Selbstverklagung nicht? Wie kann ich dich fragen, du R eine! Dich, die den Gewissenswurm nur vom Hörensagen kennt! Ha! Wärest du doch nicht gekommen, so würde ich auch in dieser Nacht den Teufel überwunden haben, der ungesehen sich einschleicht, um echt teuflisch die Frucht zu sehen von den Sünden, die er ausgesät hat! Das ist mehr, als ein Mensch verantworten kann, und die ewige Ver-

damnis wird zur Bettlerin, wenn sie mich Sünder läutern will!«

»Heilige Muttergottes! Was sprecht Ihr da für Worte!«

»Lass mich, es wird vorübergehen, Margot! Ha! Wie sie mich schlau beim Hauch des Mundes erhaschten - festgehalten, nicht zu entrinnen! Du listiger Kanzler, du! Mit deinen glatten Worten an deinem Geschreibsel! Hilf mir auf, Margot. Was ich auch gesagt habe von Deutschland, es kann sich nicht erfüllen. Angeschmiedet hier an die bösen Früchte der unbedachten Worte, gleiche ich den Gefangenen, der goldene Ketten trägt. Es ist zu spät, meine Tochter, und ich muss selbst dich von mir weisen, damit das Verderben dich nicht erreiche. Gehe deinen Weg allein, Margot. Erbarme sich der Himmel dein, du Verwaiste, und möge er dir meine Untat nicht vergelten.«

»Ich begreife Euch nicht, Vater, und dennoch machen Eure Worte das Herz mir im Busen sinken.«

»Wirst schon begreifen, wirst mit Schrecken erfahren, wie sich das Unheil entladen wird, wirst schauern, wenn man dich um den Namen deines Vaters fragt! Nicht der selige Trost guter Kinder wird dir zuteilwerden, denn für meine Seele Heil wirst du nimmer beten dürfen. Und wenn dein ganzes Leben nur ein Gebet wäre - mir zum Heil dürfte es nicht zum Himmel dringen, denn meine Schuld ist so ungeheuer, dass die Heiligen am Thron des Höchsten darob erröten müssten ...«

»Verklagt Euch doch nicht selbst so grässlich. Wollt Ihr Himmel herausfordern? Fürchtet ihn, man treibt in Frankreich nur ein allzu sehr gewagtes Spiel mit ihm.«

»Du hast recht, meine Tochter, auf Roucy hat dieses Spiel begonnen. Ein falscher Spieler nur kann die Würfel vorherbe-

stimmen - ein erbärmlicher Trost zwar. Aber ein Trost für mich, dass ich kein falscher Spieler gewesen bin! Sieh, Margot, wie schwarz die Nacht herunterhängt, als wollte sie mit ihrem dunklen Mantel dem Auge des Allwissenden das Verbrechen verstecken. Mir wird bang und immer banger. Ich zittere, wie von Fieberfrost durchschauert. Siehst du nicht, wie die Nägel mir blau werden? Hörst du nicht meine Zähne klappern? Ha! Margot! Und mir schlottern die Knie. Werden kommen, sage ich dir, werde mich rufen zum Gericht, in welchen Menschenleben um das Tausendfache im Preis steigt, und doch nicht mehr wiegt als eine Seifenblase. In dem Gericht soll ich der Kläger sein ich Unglückseliger! ... Hörst du nicht? Mir ist, als nahten sich schon ... verbirgt mich, Margot, rette deinen Vater, wie du kannst!«

Der Waffenschmied hatte sich so nahe an sie gedrängt, dass sie das Zittern seines ganzen Körper spüren konnte, selbst von seiner Angst angesteckt wurde. Ein Geräusch, welches sich näherte, gab ihr jedoch die Besinnung wieder, und schnell entschlossen, löschte sie die Lichter aus, dass tiefe Finsternis die beiden umgab.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn unmittelbar darauf wurde die Tür aufgestoßen. An dem Lallen des Mundes war leicht ein Betrunkener zu erkennen.

»He! Du!«, rief er. »Alter, bist du schon im Bett? ... Keine Antwort, er schläft. Der Alte schläft ... wenn ich mich nur nicht hier festhalten müsste, ich wollte ihn schon wieder aufrütteln ... der Schläfer, am besten Spaß verschläft er! Das wird eine Hatz abgeben ... ich ärgere mich über mich selbst, dass ich nicht dabei sein kann. Hm! Hm! Was anfangen? Nirgend noch Licht ... wie den Rückweg wieder finden? Wenn ich nur einen Sessel ergreifen könnte, da würde ich doch wenigstens

schlafen können ... warm ist mir, als wäre ich aus einem heißen Ofen gezogen ... halt, ich will meine fünf Sinne wieder zusammensuchen: von der Tür rechts, nicht mehr als drei Schritte weit, da ist gewöhnlich mein Platz ... wenn ich nur dahin gelangen könnte, und das ist besser, denn der König würde zürnen, dass ich den Alten gerade in dieser Nacht allein gelassen habe ... nur noch so weit tragt mich, ihr lumpigen Beine, mehr verlange ich nicht von euch in dieser Nacht ... Mut gefasst also und vorwärts, wie ein Mann!«

Der heldenmütige Entschluss des königlichen Dieners kam jedoch nicht ganz zur Ausführung, denn in demselben Augenblick, da er die Tür losgelassen hatte, fiel er zu Boden.

»Da ... da liege ich schon ... meinetwegen ... was geht es mich an ... der König ... hetzt heute Nacht ... die Tempelherren ... ich will indes ... ruhig ... schlafen ... das hätte mir auch gefehlt ... mich so verdrießliche ... Händel ... einzulassen ... ich bin ja ... nicht der König ... aber auch kein königliches ... Gewissen ... das ist groß ... größer als ungeheures Weinfass ... geht viel hinein ... und Pater Wilhelm ... versteht es weidlich zu leeren ... ein herrlicher Kerl Prater ... Wilhelm ... ich ... aber ... ich ... will ... schla ... fen.«

Es dauerte nicht lange und die tiefen Atemzüge des Betrunkenen zeugten, dass die Gefahr der Entdeckung vorüber war.

»Still, Margot«, flüsterte Florian, »ich weiß jedes Fleckchen im Gemach und will wieder Licht anzünden. Damit weiß ich noch umzugehen aus früherer Zeit.«

Der Meister hatte sich nicht zu viel zugetraut. Bald beleuchteten die Kerzen wieder die schreckensgleichen Gesichter der beiden. Die Gelegenheit war zu günstig, als dass sie ungenutzt hätte vorübergehen sollen. Eines verstand des anderen Wink, und angetan mit dem glänzenden Überwurf ihres Va-

ters, mit seinem prächtigen Baret, zeigte ihm Margot den Weg zur Freiheit. Sie aber trennte sich bald von ihm, Zeit und Ort war unter ihnen bestimmt, wo sie sich finden wollten.

Siebentes Kapitel

Während man Paris ruhig wähnte, während der erquickende Schlaf den arbeitsamen Bürgersmann in seine Arme genommen hatte, um ihn zur neuen Arbeit zu stärken, durfte sich im Tempel nicht einer der Nachtruhe überlassen. Das Generalkapitel, welches Jacob von Molay in der Nacht vom 12. bis zum 13. Oktober hielt, war eines der würdigsten. 144 Ritter, unter denen die vorzüglichsten Komturen sich befanden, bewohnten den Tempel. Sie alle mussten im Kapitel erscheinen, denn schon zu lange trug man sich mit den sonderbarsten Gerüchten. Der Meister wollte dem heimlichen Gedankenaustausch der Brüder mit einem Mal ein Ende machen. Es schien ihm daher nichts zu diesem Zweck geeigneter, als im Kapitel die Wahrheit nach seinem besten Wissen zu offenbaren. Wie aber erstaunten viele Ritter, da sie in dem Großmeister, wenn auch nicht den Lobredner, doch den Verteidiger des Königs fanden! Am heftigsten ergriff diese Entdeckung den geraden und kühnen Montroyal. Er blieb seiner Bewegung nicht Herr, sondern, nachdem der Meister erwiesen zu haben vermeinte, dass der König zu Unbilligkeiten verführt worden sei und sie auf königliche Weise wieder ausgleichen würde, trat er vor den Meister hin und sprach fest: »Herr und Meister! Mir fällt ein, dass ich einst folgendermaßen beschworen worden bin: ›Wir beschwören Euch bei Gott und Maria, unserer lieben Frauen, bei St. Peter und allen Heiligen Gottes, und im Na-

men des Kapitels, kraft der Obedienz, bei Verlust der göttlichen Gnade und bei der Rechenschaft, die Ihr am Gerichtstage vor dem Angesicht Gottes und aller seiner Heiligen ablegen sollt, wenn Ihr bei dieser Wahl nicht nach Eurer Pflicht verfährt, dass Ihr denjenigen Bruder des Tempels erwählt, welchen Ihr für den würdigsten und bequemsten, und für den, der bei allen Brüdern, beim Orden und dem Heiligen Land der beliebteste ist, und für den unbescholtensten halten werdet ...
Das war damals, als wir dreizehn zur Wahl berechtigten Männer dem Orden ein neues Oberhaupt geben sollten. Da mich der Wahlkomtur also beschworen hatte, da versetzte ich: ›Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes. Amen.‹ Euch, Herr und Meister, wurde das *te deum laudamus* angestimmt, Euch trugen wir auf unseren Armen zur Kapelle und haben Euch den Gehorsam niemals verweigert. Jetzt aber wäre es Sünde, wenn ich schweigen wollte, und, auf das gestützt, was ich beschworen habe, will ich Eure Meinung ändern und Euch überzeugen, dass Nachgiebigkeit hier am unrechten Ort ist. Der König, sagt Ihr, sei von seinen Dienern zu Unbilligkeiten gegen uns verleitet worden? König Philipp von seinen Dienern verleitet! Ich dünke doch, dass Ihr ihn besser kennt. Dieser herrschsüchtige König, dieser eigensüchtige, der nicht einmal dem Papst gehorchen will, er sollte sich von seinen Dienern leiten lassen? Am Ende möchtet Ihr mich auch wohl glauben machen, dass seine Diener die Juden vertrieben. Sie sind zwar den Tempelherren ein Gräuel und deshalb war ihre Vertreibung das löbliche Werk dieses christlichen Königs. Ist aber dieses löblich, genießt er den Ruhm davon, so mag er auch die Schuld von dem Benehmen gegen uns tragen. Viel zu laut spricht man schon von den schlimmsten Absichten, die er ge-

gen uns hegt, als dass wir nicht zum Äußersten greifen sollten. Und was, Herr und Meister, hat Euch denn plötzlich so umgewandelt? Ich vermute es wohl; das Hofleben ist kein Kriegerleben. Ich selbst fühle es drückend auf mir lasten. Drum rate ich Euch, die Schiffe wieder zu besteigen, wir alle mit Euch den Ungläubigen wieder anzufallen, dass nicht Mut und Kraft des Ordens in Paris erschlaffen.«

»Ich habe Euch aussprechen lassen, Montroyal, Eure Rede war kühn; doch die gute Meinung entschuldigt sie. Begebt Euch zurück an Euren Platz und seid versichert, dass ich jedes Eurer Worte genau erwägen werde. Manches, was Ihr gesagt habt, leuchtet auch mir ein, doch die Verhältnisse gestalten sich zuweilen ganz sonderbar. Um das zu würdigen, kann ich von dem Krieger Montroyal nicht heischen. Ich hingegen muss den Krieger und den Staatsmann in mir vereinigen. Wenn ich in Frankreich nicht an der Spitze des Ordensheeres mit dem Schwert darein schlagen kann, so muss ich doch gegen Absichten ankämpfen, die dem Orden gefährlich werden könnten. Ihr sagtet, der König sei eigensüchtig, - wohl denn. Huldigt man der Leidenschaft eines Menschen, so hat man den Menschen selbst für sich gewonnen. Habe ich König Philipp für uns gewonnen, so sind König und Papst auf unserer Seite und dann Trotz geboten aller weltlichen Ritterschaft! Schon habe ich mir etwas ausgesonnen, was den König uns befreunden wird. Er schuldet dem Orden noch eine bedeutende Summe. Seine stets leeren Kassen verhindern ihn an der Bezahlung. Wer weiß, ob dieses nicht ihn seinen Dienern ein zu williges Ohr leihen lässt. Der Orden ist reich genug, um solch eine Summe sich desjenigen Königs Freundschaft zu erkaufen, in dessen Reich die meisten Güter des Ordens liegen. Ein Opfer, das sehe ich ein, müssen wir bringen, und

Ihr sollt sehen, liebe Brüder und Herren, dass ich mich nicht verrechnet habe.«

Der Dauphin aber nahm den Platz ein, welchen Montroyal verlassen hatte.

»Mitnichten, Herr und Meister, werdet Ihr mit dieser Summe den Sturm beschwören, der sich gegen uns erhebt. König Philipp ist zu habsüchtig, als dass er sich mit ihr begnügen sollte. Auch ist es nicht der König allein, der uns ob Glanz, Größe und Reichtum beneidet. Hinterlistig handeln die Hospitaliter gegen uns, ja, es hat sich vieles gegen uns verschworen und wer weiß, wie weit man selbst den neuen Papst mit hinein verwickelt hat!«

»So weit, lieber Bruder Dauphin, dürfen wir noch nicht gehen. Die Sache wird sonst so verwickelt, dass nicht herauszufinden ist. Es könnte aber sein, dass man die Privilegien des Ordens zu schmälern gedächte; dass man die Quellen seines Reichtums verstopfen wollte. Dafür aber haben wir unsere verbrieften und gesiegelten Beweise für die Rechtmäßigkeit, wir haben sie zum Lohn für die Tapferkeit des Ordens, und darin wird uns gewiss kein Papst antasten.«

»Man kann das nicht wissen, hoher Herr«, behauptete der Dauphin, »ich habe so etwas Eigenes erfahren und ich denke, es passt wohl in ein Generalkapitel.«

»So teilt es mir und den Brüdern mit.«

»Wohlan denn. Als die Kardinäle in Perugia ins Konklave gegangen waren, da wählten nicht die Kardinäle den Papst, sondern König Philipp. Er beschied den Erzbischof von Bordeaux zur Abtei St. Jean d'Angeli. Kaum hatte er ihm Hoffnung gemacht, St. Peters Stuhl zu besteigen, so ergriff den ehrgeizigen Erzbischof die Freude so allgewaltig, dass er dem König zu Füßen fiel. Aber König Philipp hatte andere Absicht

als nur diejenige, den Erzbischof zu erhöhen. Zuvörderst ließ er ihn den unverbrüchlichen Eid schwören, dass, wenn er Papst geworden war, er dem König vier Bedingungen erfüllen wollte. Denkt, liebe Brüder und Herren, der Papst leistete den Eid, von welchem niemand entbunden werden kann. Darauf teilte ihm der König die drei ersten Bedingungen mit; die vierte aber verschwie er ihm, bis er als Oberhaupt der Christenheit dastand. Nun verlangte Philipp, denkt nur, liebe Herren und Brüder, verlangte von ihm die gänzliche Aufhebung des Tempelherrenordens! Nein, nicht Aufhebung, - das Wort ist Beschönigung - König Philipp verlangte von ihm, dass man den Tempelherrenorden ausrotten sollte!«

Es konnte nicht fehlen, dass in einer so bedeutenden Versammlung, bei einer Versammlung von Männern, die sich größtenteils für unantastbar hielten, die Mitteilung des Dauphins für unglaublich gehalten wurde. Hier schüttelte man ungläubig den Kopf, dort belächelte man den Dauphin; hier raunte man einander zu, dass es der Würde des Kapitels nicht angemessen sei, dergleichen mit anzuhören, dort gab man der Mutmaßung Raum, es sei ein vom Dauphin selbst erfundenes Märchen. Der Meister nur sah ernst vor sich hinaus in die Versammlung, bis Peyraud seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Der trat dem Dauphin gegenüber und fragte kalt und entschlossen: »Wisst Ihr denn auch, lieber Herr und Bruder, was der Heilige Vater darauf erwidert hat?«

»Wie sollte ich? Doch was ich mitteilte, habe ich von guter Hand.«

»Nun denn, wie mögt Ihr denken, dass der Papst seine Einwilligung geben werde, die beste Stütze des römischen Stuhles auszurotten? Wie Ihr es zu nennen beliebt. Liebe Brüder

und Herren, lasst Euch das nicht anfechten; man hat über den Orden schon so manches Unwahre verbreitet, warum nicht auch dieses?«

Peter von Boulogne nahm das Wort. »In so ernster Sache darf mit wenigen Worten, wie diese, nicht leichtfertig abgehandelt werden. Unser lieber Bruder von Auvergne würde schwerlich im Kapitel dergleichen vorgebracht haben, wenn er nicht Zeugnis für einige Wahrheit derselben hätte. Ob der Heilige Vater in das Verlangen des Königs eingeht oder nicht, das gehört noch nicht hierher; uns aber steht es zu, den König ob seiner Absichten gegen uns zu erforschen. Klug und vorsichtig müssen wir zu Werke gehen; fei es nun wahr oder nicht. Im ersten Fall können wir uns wahren, im anderen würden wir den König beleidigen, wenn wir ihm solches zutrauten oder solches glaubten. Es gibt eine leichte Hülle, welche feindliche Parteien noch nicht zum völligen Gang des Rechtes oder auch des Unrechtes bestimmt. Ist aber erst diese Hülle gefallen, ist die Schuld mit einem Namen belegt, so hören Billigkeit und Nachsicht auf, und das Recht wohnt leider bei den Stärkeren. Freilich werden Jahrhunderte kommen, in welchen dieses nicht der Fall ist, Jahrhunderte, da die Völker einsehen, dass die Könige ihrethalben von Gott eingesetzt sind, nicht aber die Völker um der Könige willen geschaffen. Das, liebe Brüder und Herren, ist aber jetzt noch nicht der Fall. König Philipp, ein gar mächtiger Herr, sein gutes Vernehmen mit dem Papst dürfte ihm sogar zu dem Gelingen einer Ungerechtigkeit verhelfen. Darum Vorsicht und Klugheit. Ich weiß recht gut, dass man in Paris anders lebt als im Lager vor einer Stadt, welche Ungläubige verteidigen. Es herrscht hier andere Sitte als da, wo alles Beute ist, was man findet. Hier deutet man uns vieles, gar vieles.« Er warf einen flüchti-

gen Blick auf den Dauphin. »Wie man es deutet, lieben Brüder und Herren, wird ein jeder selbst wissen. Weit entfernt von mir, dass ich Vergehen und Sünden entschuldigen möchte, keineswegs! Aber so manches, was ungesehen versündigt wurde, konnte eine reuige Beichte sühnen. Das ist nicht der Fall in Paris. Wir sind Tempelherren, der König ist Herr, und wie gern ein Selbstherrscher alles neben ihm Stehende, das nicht den Rücken krümmen braucht vor ihm, zur Seite schafft, das ist gar zu bekannt, als dass ich es Euch noch erklären sollte. Drum Vorsicht und Klugheit! Ist einer unter Euch, der seiner Leidenschaft, seinem sündigen Beginnen gern frönen möchte, er bezwinge sich um das Heil des Ganzen willen.«

Peter von Boulogne durfte so sprechen, seine Weisheit war anerkannt, und keinen von all den Rittern berührten seine Worte unangenehmer als gerade Peyraud. Man konnte es an seiner Miene bemerken, deren er in diesem Augenblick nicht Herr geblieben war. Dem Anschein nach wollte er Peter von Boulogne etwas entgegensetzen. Das Herannahen eines wachthabenden Bruders verhinderte ihn vermutlich daran. Der nahte sich ihm eilig, und kaum hatte er ihm einige Worte zugeflüstert, so befahl ihm Peyraud: »Lasst den Wahnsinnigen hinwegbringen! Die Pforten zum Kapitel sind niemand geöffnet, wer nicht Tempelherr ist. Sei es, was es wolle, bis morgen hat es Zeit, dann mag er sich bei unserem Herrn und Meister melden.«

»Der Mann aber spricht von Gefahr ...«

»Pah! Gefahr! Wer weiß, welcher Unsinn ihn hergeführt hat - hinweg mit ihm!«

»Was ist es, das Euch so aufjagt?«, fragte der Meister. »Wer ist es, der in den Tempel zu so später Stunde eingedrungen

ist? Sagt es mir!«

»Lasst es auf sich beruhen; es taugt nicht hierher.«

»Das bleibt sich gleich«, bestand der Meister auf sein Verlangen. »Ich aber will wissen, muss wissen, was sich im Tempel zuträgt. Man bringe mir den Mann hierher! Großes, wahrlich, muss es sein, was ihn hierher getrieben hat, und wenn nicht, so können wir uns des untröstlichen Anblicks eines Wahnsinnigen bald entledigen. Man bringe ihn, sofort und ohne Säumen!«

»Herr und Meister«, wagte Peyraud das Wort. Er schien auf glühenden Kohlen zu stehen.

»Nicht weiter, Peyraud! Es ist mein Wort, und dem will ich gehorsam wissen!«

Es waren zu aufmerksame Beobachter im Kapitel, als dass es noch einer ferneren Mahnung des Meisters bedurft hätte. Der Dauphin selbst schritt der Tür zu, und nach wenigen Augenblicken führte er den Waffenschmied von Beziere herein. Der blendende Lichtstrom, der die Halle erfüllte, mochte Florian einigermaßen überrascht haben, denn weit geöffneten Mundes und starren Blickes stand er sprachlos vor dem Meister. Er war nun in eine Versammlung geführt worden, die für jedermann unzugänglich gehalten wurde. In langen Reihen um ihn her saßen 144 Männer in weißen Mänteln mit roten Kreuzen, vor ihm der Meister, den er schon gesehen hatte. Es war wohl nicht zum Verwundern, dass dies alles Florians Geistesgegenwart ganz und gar aus den Angeln riss. Beinahe kindisch rasch warf er den Kopf von der einen zur anderen Seite hin und seine Gesichtsmuskeln verzogen sich, ohne, dass er es selbst wusste, in alle möglichen Formen.

»Sagte ich es nicht?«, triumphierte Peyraud. »Wer vergütet uns die verlorene Zeit? Der Wahnsinnige ist vermutlich sei-

nem Kerker entsprungen ...«

»Halt! Halt!«, fiel ihm der Meister ins Wort. »Ich kenne den Mann. Schweigt jetzt, lieber Herr und Bruder, ich werde mit dem Mann ein Wort sprechen.«

»Nach Eurem Belieben«, murmelte Peyraud durch Zähneknirschen.

Der Meister verließ seinen Sitz, erfasste Florians Hand und fragte zutraulich und freundlich: »Was ist dein Begehrt, Florian? Was willst du hier? Und warum kommst du in so später Stunde zu uns?«

»Warum?«, zischelte Florian, sich dicht an den Meister drängend. »Warum ich hierher komme? Ist es möglich, dass Klugheit so genau mit Dummheit gepaart sind? Seht, mir ist mein guter Engel in dieser Nacht erschienen, meine Margot. Nun hat sie mich wieder verlassen, da war ich wieder allein mit mir selbst und mit meinem Gewissen. Aber mein Gewissen ist grausam«, brach Florian in Tränen aus, »grausam, denn es war nicht meine Schuld, was Nogareto ausgesponnen hat. Und wie ich nun allein war ... mir ist, als wenn meine alten Augen weinten ... das ist nur Schwäche, Ihr Herren ... ja, was wolle ich denn sagen? ... Richtig! Mein Gedächtnis bleibt mir doch treu. Als ich nun wieder allein war, da schweiften im Dunkel der Nacht kohlschwarze Raben umher, mit dem unheimlichen Gefieder, welches jeder verabscheuen muss. Auch schwarze Falken habe ich bemerkt, mit den gierigen Klauen und krummen haarscharfen Nägeln ... Ein Edelfalke führte den Zug an, gekrönt, feurig und bewährt zu eines jeglichen Verderben! Ich wollte davonschlüpfen, da hörte ich aber, wem die Jagd gelten sollte, und komme warnend zu Euch.«

»Warnend?«, fragte der Meister. »Wie soll ich das verste-

hen, Florian? Lass die Bilder hinweg, sprich deutlich; was hier gesagt wird, bleibt jedermann verborgen, außer uns.«

»Ich will es glauben, will glauben, dass es verborgen bleibe ... Aber sagt mir, wie weit ist es in der Nacht?«

»Die vierte Stunde ist vorüber.«

»Und wie viel Körnchen Sand können wohl noch rinnen, bis der Tag angebrochen ist?«

»Sonderbare Frage, Florian. Wer vermöchte die Körnchen wohl zu zählen?«

»Sagt das nicht, hoher Herr, manchem Menschen schwinden Jahre hin, ohne dass er sie bemerkt; und mancher zählt Sekunden. Warum sollte man denn nicht auch in Zeiten der Not die Körnchen einer Uhr zählen können, zählen müssen?« Und mit furchtbar erhobener Stimme fügte er hinzu: »Hängt an jedes Körnchen Sandes einen Schwertstreich und Ihr seid dennoch verraten, verkauft, verloren!«

»Florian, du scheinst aufgeregt zu sein«, unterbrach der Meister das Schweigen, welches sich auf die ganze Versammlung herniedergesenkt hatte. Doch der Waffenschmied ließ ihn nicht weitersprechen.

»Herr!«, sprach er. »Mag nun kommen, was da wolle, das gilt mir gleich! Es ist wohl zum Verrücktwerden eingerichtet, aber ich werde doch nicht verrückt. Was kümmert mich der König? Was kümmert mich Frankreich? Wenn ich meine Margot habe, so ziehe ich in alle Welt, ziehe nach Deutschland, treibe wieder mein Gewerk bis an meines Lebens Ende. Der Balthasar, mein Geselle, ist mit dem Grafen Hugo hinweggezogen. Er wird sich seines alten Meisters noch erinnern. Doch ich bin so plötzlich weggegangen aus meinem Haus, habe mein Geld nicht zu mir gesteckt. Ihr Herren könntet mir wohl so viel geben, dass ich eine Schmiede in Deutsch-

land anlegte, dann gehe ich noch in dieser Nacht davon und Florian kann nicht mehr gegen Euch zeugen.«

»Mit deiner Tochter?«, fragte der Dauphin.

»Hei! Das versteht sich doch wohl von selbst; werde sie dem König Philipp nicht lassen. König Philipp weiß seinen Vorteil ausfindig zu machen. Es soll mich nur wundern, wie er mit Euch, Ihr Herren, umspringen wird. Bei dem dreieinigen Gott!«, fuhr Florian plötzlich auf. »Der Sand ist beinahe ver-
ronnen! Auf! Auf! Ihr Ritter und Herren! Der Tag bricht an und mit ihm Euer Verderben! Der König naht und seine Re-
isigen! Umzingelt ist das Haus - Ihr alle seid gefangen!«

Ein dumpfes Geräusch, von der Straße heraufdringend, eig-
nete sich nur zu leicht des halb wahnsinnigen Geschwätzes
Inhalt einige Wahrheit anzupassen. Diesem Geräusch gesellte
sich bald ein anderes zu: Harnische dröhnten aneinander, die
Schäfte von Hellebarden klapperten und die lauten Befehle
der Hauptleute drangen bis zum Ohr der Versammlung. Im
selben Augenblick stürzten schon die Wächter herein, laut
verkündend, dass die königlichen Garden, mit sämtlichen
Rittern untermischt, den Tempel umzingelt hätten. Am Tor
verlange der Befehlshaber des Königs Eintritt in den Tempel,
mit ihm wären zehn Geharnischte.

Es gibt Ereignisse im Leben, welche entweder die Tatkraft
erschaffen oder auch wohl die Willenskraft auf eine unge-
heure, nicht früher zu berechnende Stufe schleudern. In sol-
chem Augenblick kämpfen Geist und Körper einen unglei-
chen Kampf. Das bewies sich hier bei Jacob von Molay. Er war
zurückgesunken auf seinen Ehrensessel. Keiner Bewegung
mächtig, rief er mehrmals: »Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Meine Rüstung!«

Doch die Einigkeit fehlte hier im Tempel. Der größte Teil

der Ritter sah nur zu gut ein, dass gegen die Übermacht nichts auszurichten war; dass man sie auf eine unehrenhafte Weise überlistet hatte. Um größeres Verderben abzuwenden, wurde dem königlichen Hauptmann das Tor geöffnet.

»Im Namen des Königs!«, sprach er, als er mit seinen zehn Geharnischten die Halle betrat, »im Namen des Königs! Ihr Herren, Ihr seid meine Gefangenen. Ritterliche Haft darf ich Euch verbürgen. In meine eigene Hand gebe jeder von Euch sein Schwert ab. Die Schwerter sollen treu aufbewahrt werden, hat unser allernädigster König befohlen, und zur Zeit zurückerstattet werden. Doch säumt nicht, denn kaum wird eine Stunde verstreichen und Seine Majestät nimmt selbst Besitz von dem Tempel.«

»Was? Wir unsere Schwerter? Unsere Schwerter, die in Sarazenenblut geheiligt sind! Unsere Schwerter, die dem Kreuz vorangeflammt sind! Wir sollen unsere Schwerter lassen? Nimmermehr! Eher lassen wir das Leben!«

So rief es und donnerte es wild tosend durch die Halle. Gleich der Woge einer zischenden Brandung stürmte jeder Ritter auf den königlichen Hauptmann ein. Im Nu aber hatten die zehn Geharnischten einen Kreis um ihn geschlossen und streckten den Tempelherren ihre Schwerter entgegen.

»Im Namen des Königs! Zurück!«, riefen sie einstimmig.

»Ergebt Euch, Ihr Herren!«, tönte des Hauptmanns Stimme herüber. »Zögert Ihr noch zwei Minuten, so wird der Tempel gestürmt! Den Befehl haben die Garden. Dreitausend Mann und wohlbewaffnet!«

Eines jeden Auge hing an Jacob von Molay. Seine Stirn zog sich zwar in furchtbar dräuende Falten.

Mit beiden Händen schien er sie hinwegwischen wollen und sprach zu den harrenden Rittern: »Ergebt Euch, lieben

Brüder und Herren«, indem er selbst zuerst das Schwert vom Gehänge nahm und es dem Hauptmann reichte.

Achtes Kapitel

Durch alle Stände, sowohl in Paris als auch in ganz Frankreich, verbreitete die Nachricht von der Gefangennahme der Tempelherren Erstaunen und Schrecken, denn es gab beinahe nicht ein bedeutendes Geschlecht, welches nicht Verwandte unter den Tempelherren zählte. Die öffentliche Meinung des Volkes lief dahinaus, eine Verschwörung müsste gegen König und Staat im Gange gewesen sein, und dieserhalb hätte man eine so schleunige Maßregel ergriffen. Ohne Säumen wurden die Ritter in verschiedene Gefängnisse abgeführt, nach der Veste Melun der bei Weitem größere Teil. Den gemeinsten Verbrechern gleich wurden sie mit Ketten belastet und erhielten, während der König sich aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter bemächtigte, jeder nicht mehr als zwölf Heller zu ihrem täglichen Unterhalt. Selbst von diesem geringen Geld entzogen ihnen die Kerkermeister noch etwas. Nicht nur beraubte König Philipp sie aller ihrer Güter, sondern auch das Archiv nahm er in Beschlag. Es blieb ihnen nichts Schriftliches über den Orden. Königliche Kommissarien wurden in alle Provinzen geschickt, um über die Verwaltung des Raubes zu wachen; jedoch nur zur Sicherheit des Königs, nicht aber des Papstes, mit welchem Philipp übereingekommen war, die Schätze der Tempelherren zur Wiedereroberung des Gelobten Landes zu verwenden. Der Heilige Vater sah sich daher auf doppelte Weise hintergangen, sah sich an seiner Würde gekränkt, an seiner Ehre, und

auch um den geringsten Anteil an der Beute betrogen. Wilhelm von Paris feierte seinen höchsten Triumph, und Wilhelm von Nogaret. Jetzt brauchte Wilhelm von Paris den König Philipp nicht mehr. Er war ja Glaubensinquisitor von Frankreich, dessen Geistlichkeit, hohe und niedere, mehr ihm als dem Papst ergeben war. Die Erzbischöfe und Bischöfe standen hauptsächlich, im Betreff des Tempelherrenordens, eine missvergnügte Schar herrschsüchtiger Priester, dem Papst gegenüber. Sie hegten nicht einmal Zweifel, dass jetzt das Vorrecht des Ordens, nur vom Papst gerichtet zu werden, aufhörte und es ihnen nun zustände, im Namen der Kirche über Männer zu entscheiden, die der König, wie es schien, verdammt hatte. Niemals in der Weltgeschichte findet sich ein Verfahren, wie es Wilhelm von Paris gegen so edele Herren eröffnete. Seine Gewalt als Glaubensinquisitor missbrauchend, zog er mit den königlichen Kommissarien zuvörderst nach Melun, richtete dort alles zum Verhör der Ritter ein und nahm einem jeden derselben den Eid ab, dass er die Wahrheit gestehen wollte. Nach diesem Eingang wurde jeder Ritter allein befragt, im Angesicht der ausgesuchtesten Marterwerkzeuge wurde er befragt. Nicht bei den Verbrechen, von denen man sich längst so vieles erzählt hatte, blieb man stehen, auch noch andere todeswürdige Sünden rechnete man dem Orden zu. Mit einer Grausamkeit, deren nur ein Dominikanermönch fähig ist, verfolgte Wilhelm von Paris sein Verfahren. Viele Ritter, welche Mut genug hatten, die Beschuldigungen als unwahr und erlogen anzugeben, wurden auf die Folter gelegt, und in den schrecklichsten Martern versprach ihnen Wilhelm von Paris, dass ein freiwilliges Geständnis ihnen nicht allein die Freiheit wiedergeben würde, sondern des Königs Gnade sollte ihnen nicht fehlen und ein angemessenes Jahresgehalt

zeit ihres Lebens. Männer, die allen Gefahren Trotz geboten, die nur Wunden und Narben für Ehrenzeichen gehalten hatten, sie konnten nicht alle so feige sein, unter Folterqualen das zu gestehen, was sie verabscheuten. Diese Standhaftesten wurden mit verrenkten Gliedern wieder in ihre Gefängnisse geworfen. Andere hingegen, welche teils schon der Anblick der Folter schreckte, teils bei ihnen schon in Anwendung gebracht worden war, gestanden, was man von ihnen verlangte. Wieder andere gab es aber auch, welche sich in die weltliche Gesellschaft zurückwünschten, welche in dem allgemeinen Verderben für sich zu ernten gedachten. Und so lernte Wilhelm von Paris in seinen Verhören mehr, als er geglaubt hatte: Er lernte daraus die Uneinigkeit im Orden kennen. Das war genug für ihn, um das Werk, seiner würdig, zu vollenden.

Es war nicht möglich, dass ein so grausames Verfahren verborgen bleiben konnte. Rings umher, wo Wilhelm von Paris zu Gericht saß, erzitterte die Luft von dem Geschrei der Gemarterten. Auch dieses wurde dem Papst zugetragen und der griff es als einen Vorwand auf, sich für den Betrug, welchen ihm der König gespielt hatte, zu rächen. Zuvörderst schrieb er an König Philipp, stellte ihm die Ungerechtigkeit seines Verfahrens vor, wodurch das päpstliche Ansehen geradezu angegriffen wurde. Er setzte hinzu, dass er dergleichen Beispiel von den Königen, seinen Vorfahren, nicht empfangen hätte, welche stets die heiligste Ehrfurcht gegen den Päpstlichen Stuhl gehegt hatten; eine Ehrfurcht, die ihnen so viel Ehre gebracht haben. Es sei dies nicht der Gehorsam, welchen die christlichen Prinzen dem Nachfolger Petri schuldig wären. Der Papst sei darüber betrübt und erstaunt, allein er hoffte, Seine Majestät würde bald in sich gehen, alles, was gegen die gute Ordnung vorgefallen sei, wieder gut zu machen und

ihm eine völlige Genugtuung zugeben.

König Philipp beachtete dieses Schreiben des Papstes nicht im Geringsten, ja, er spottete sogar über dasselbe, und da Clemens gar keinen Erfolg sah, so entsandte er von Poitiers zwei Kardinäle nach Paris, welche den König anhalten sollten, die Gefangenen und ihre Güter auszuliefern. Zugleich mit diesen Legaten ließ der Papst eine für den König schimpfliche Bulle ergehen, des Inhalts:

Zum Nachteil desjenigen, was christliche Könige dem Stuhl des heiligen Petrus schuldig wären, sei es unerhört, dass sie jemals unternommen hätten, Geistliche zu richten, wie König Philipp getan und tun wollte, welcher, nicht damit zufrieden, aus eigener Macht alle Tempelritter in Verhaft genommen zu haben, sie noch dazu martern ließe, um ein Geständnis der Tatsachen, die man ihnen zuschriebe, von ihnen zu erzwingen, und sich ihrer sämtlichen Güter hätte bemächtigen lassen, ohne einige Achtung gegen die Briefe zu haben, die der Papst vorgängig in dieser Absicht ergehen lassen. Es sei keineswegs seine Meinung, fügte der Papst hinzu, diese Ritter dadurch von der Strafe, welche sie verdienten, wenn sie schuldig befunden würden, zu befreien, Allein ihm, ihrem Superior und natürlichen Richter, komme es zu, ihnen den Prozess zu machen, und hierzu sei er auch entschlossen.

Wer weiß, ob König Philipp auch diese Bulle viel geachtet hätte, wenn nicht zugleich mit derselben der Papst die Macht des Glaubensinquisitors suspendierte. Der habe sein Amt missbraucht, behauptete der Papst, indem es sich nicht auf Sachen erstreckte, die dem Heiligen Stuhl selbst vorbehalten wären. Eben so suspendierte der Papst sämtliche Bischöfe in ihren Funktionen in Ansehung dieses Prozesses. Philipp, sein

Pater, die ganze hohe Geistlichkeit in Frankreich geriet über das Benehmen des Papstes dermaßen in Zorn, dass die Kunde von dem Missverhältnis zwischen dem Apostolischen Stuhl und den eigenmächtigen Richtern über den Orden sogar in die Gefängnisse der Tempelherren drang. Ha! Ein Lichtstrahl in der Nacht dieser Unglücklichen; ihr Superior verließ sie nicht! Nur er konnte sie retten und jetzt erhob er sich kühn für sie, in Frankreich selbst gegen Frankreichs König und seine Geistlichkeit. Das konnte nicht ohne einen guten Erfolg bleiben. Aber viele von den Rittern auch bereuten nun die ihnen abgedrungenen Geständnisse. Welche Schmach für sie, wenn der Orden siegreich gegen seine Ankläger bestände! Viele von ihnen beteuerten nun die Unschuld des Ordens, widerriefen, was sie ausgesagt hatten, und Wilhelm von Paris sah sich um alle Früchte seiner List, seiner Grausamkeit betrogen. König Philipp sollte die Schätze des Ordens dem päpstlichen Legaten überantworten? Törichter Gedanke! Wie konnte Clemens V. einen solchen Gedanken fassen! Eine Vorstellung, kühn, wie ein katholischer Fürst sie wohl nie an den Papst gesandt hatte, floss aus der Feder Wilhelms von Paris:

Wir von Gottes Gnaden ...

Der Kaltsinn, welchen Eure Heiligkeit in einer so hochwichtigen Sache für die Religion bezeigt, ist unbegreiflich. Anstatt Uns, die Wir das Recht haben, zu erwarten, zu unterstützen und gegen einen verdorbenen und der abscheulichsten Verbrechen schlechterdings schuldigen Orden zu verfahren, will Sr. Heiligkeit den Lauf der Gerechtigkeit hemmen, und das unter Eurer Autorität von einem Glaubensinquisitor, der von Euch seine Macht hat, angestellte Verfahren vernichten. Dies heißt, die Verbrechen der Verklagten zu billigen, sie ermuntern und reizen, dieselben nicht

anzuerkennen. Schon widersprechen einige ihren, obwohl rechtsförmlich gemachten Aussagen. Ew. Heiligkeit hätte die Macht der Prälaten nicht suspendieren sollen, im Gegenteil, ihnen anbefehlen, ihre Pflicht zu tun, um einen so verhassten Orden auszurotten. Wir können übrigens nicht begreifen, mit welchem Recht Ew. Heiligkeit diese Suspension vorgenommen haben; sind doch die Prälaten Teilhaber der Pastoralfunktionen Ew. Heiligkeit und Gehilfen im Kirchenregiment. Die Bulle ist um so weniger regelmäßig, da die Bischöfe, jeder in seinen Kirchensprengel, den Prozess weit leichter, geschwinder und mehrerer Einsicht instruieren können. Es ist also eine offenbare Ungerechtigkeit, ihnen diese Instruktionen zu nehmen, um Fremde, ohne Erfahrung, und die keine Bekanntschaft mit den Landeseinwohnern haben, an ihre Stelle zu setzen. Wir werden das nicht dulden, Wir eben so wenig, wie die Bischöfe es dulden. Wir werden Uns den Bullen widersetzen, in denen Ew. Heiligkeit die Religion und die Sache Christi verachtet. Nicht allein habt Ihr es vor Gott zu verantworten, selbst vor den Menschen kann man Euch deswegen zur Rechenschaft ziehen, weil Ew. Heiligkeit den Gesetzen Eurer Vorfahren unterworfen seid, und man gegen Euch, besonders in Glaubenssachen, verfahren kann.

Wir halten dafür, Ew. Heiligkeit beabsichtige, den Prozess gegen die Tempelherren in die Länge zu ziehen, sei es, dass Ihr selbst untersuchen wollt oder durch delegierte Richter untersuchen lasst, in jedem Fall begünstigt Ihr die Tempelherren damit und möchtet wohl am Ende bewirken, dass sie ungestraft blieben. Wir sind weder Kläger noch Angeber in dieser großen Sache. Wir entledigen Uns bloß der Pflicht eines christlichen, mit Eifer für die Religion erfüllten Prinzen, eines Prinzen, der ein Diener Gottes und sein Ritter ist, und der ihm strenge Rechenschaft von allem geben muss, was in Seinem Reich gegen den Glauben, gegen die Sitten und gute Ordnung vorgeht.

Clemens der Fünfte, ehrgeizig, stolz, wurde von dieser Vorstellung fürchterlich ergriffen. Sein Gemüt empörte sich, dass man sich erkühnte, sein Ansehen und seine Würde öffentlich anzugreifen.

Die Ehre verband ihn und der eigene Vorteil, Würde und Ansehen zu behaupten. Hingegen sah der Papst auch wohl ein, wie schwierig seine Stellung war. Mit Philipp, dem mächtigsten König von Europa, mit diesem kühnen und unternehmenden Fürsten wollte er es öffentlich aufnehmen. Auch gedachte er, dass ihn der König so erhoben hatte, gedachte der Versprechungen in St. Jean d'Angeli, gedachte des Eides dort. Die letzteren Dinge hätten wohl seiner Ehre, seiner Würde, nicht das Gleichgewicht gehalten, wenn er sich in Rom befunden hätte. Hier aber, in des Königs eigenem Reich, in seiner Gewalt, das fiel ihm schwer aufs Herz. Tausend Gefahren würde Clemens sich bloß gegeben haben, wenn er sich aus Frankreich nach Italien begeben wollte. Der König hätte ihn erstens nicht ziehen lassen, und zweitens fürchtete er den Aufruhr und den Tumult der Römer, die gewissermaßen das Joch seiner Vorfahren abgeworfen, zu öfteren Malen die Päpste aus ihrer Stadt vertrieben hatten und aus Rom eine Republik machen wollten. Die Furcht zog ein in des Papstes Brust, als er sich des achten Bonifaz erinnerte, der im Streit mit Philipp unterlegen, Thron und Leben eingebüßt hatte. Hatte nicht Philipp noch so treue Diener wie Nogareto und Colonna? Wer konnte ihn, den Papst, vor einer ebenso schimpflichen Behandlung schützen, wie sie Bonifaz zuteilgeworden war. Dies alles wohl erwägend, suchte Clemens ein Mittel ausfindig zu machen, welches nicht allem den König schonte, sondern durch welches er mindestens den äußeren Schein seines Ansehens rettete. Lediglich und allein, um sich

mit Philipp wieder zu befreunden, widerrief Papst Clemens die Bullen, überging schweigend alles Trotzige und Beleidigende, welches die Vorstellung des Königs enthielt. Eine neue Bulle ließ er ausfertigen, in welcher er die Suspension, die er verordnet hatte, wieder aufhob. Er erlaubte allen Bischöfen, dass jeder in seinem Kirchensprengel den Prozess der Tempelherren, selbst bis zum Endurteil, instruieren könne, nur unter der einzigen Bedingung, dass Selbiges von einem Provinzialkonzilium bestätigt werde, und, um mindestens einen Teil seiner Ehre zu retten, behielt er sich das Erkenntnis im Prozess des Großmeisters und der hohen Beamten vor, welche in Frankreich in Haft genommen worden waren. Damit noch nicht zufrieden, und augenscheinlich von übergroßer Furcht getrieben, schrieb er an die Kardinallegaten, welche beim König waren, sie sollten sich in allem, was die Tempelherren beträfe, in des Königs Willen fügen, ihm darin Genüge tun und, soviel sie könnten, die päpstliche Autorität dabei schonen.

Die unglücklichen Ritter in ihren Kerkern, sie wussten freilich nicht, wie treulos ihr Superior sie auf diese Weise ihren Feinden überantwortet hatte, bis endlich des furchtsamen Papstes Betragen von einer anderen Bulle gekrönt wurde. Er gebot darin alle und jedermann, die Tempelherren, wo man sie nur antreffen würde, von welchem Stand sie auch sein mögen, aufzugreifen, in Haft zu bringen und sie den Bischöfen auszuliefern. Noch wurde das Verbot hinzugefügt, keinem Tempelherrn einen Aufenthalt zu geben. Die Gerichte, welche Papst Clemens verordnete, oder vielmehr die Beisitzer zu den königlichen Gerichten, bestanden aus zwei Canonici von der Kathedralkirche, zwei Dominikanern und zwei Barfüßern. Dennoch überließ er den Kommissarien die Macht,

wenn in dem Prozess etwas vorkäme, das sich nicht auf die Ketzerei bezöge, sie doch immerhin unter päpstlicher Autorität, dem kanonischen Recht gemäß, darüber erkennen sollten.

Was nur feindlich diesem berühmten mächtigen Orden gegenübergestanden hatte, das war versammelt, um über ihn ein Urteil zu sprechen. Nur auf diese Weise war es möglich, ihn dem Hohn, der Schande, dem blutigen Rachedurst verabscheuungswürdiger Pfaffenseelen preiszugeben.

Neuntes Kapitel

Trotz der Vorbereitungen des Königs und ungeachtet der allzu großen Willfährigkeit des Papstes zog sich der Prozess dennoch gar sehr in die Länge. Ob derjenigen, welche ihre Aussagen widerrufen hatten, wusste man sich auf eine leichte Art zu trösten, denn es ward dahin entschieden, dass man gar nicht auf diesen Widerruf achten sollte, dass er als strafbare Fälschung angesehen und die Aussagen für wahr gehalten würden. Den Gefangenen sollte geboten werden, dabei zu beharren. Würden sie aber bei dem Widerruf beharren, so sollte man gegen sie wie gegen rückgefallene Ketzer verfahren. Da all diese Befehle vom Haupt der Christenheit ausgingen, so folgte man in der ganzen Christenheit dem Aufgebot des Königs von Frankreich, verfuhr allenthalben grausam, hart und ungerecht gegen den Orden; nur nicht in Deutschland. Zwar versammelte sich zu Mainz ein großes Konzilium, es lud die Ritter vor seine Schranken. Sie erschienen, doch nicht mit derjenigen Ergebung, wie ihre Ordensbrüder in den anderen Reichen. Ihren Großkomtur, den Grafen Hugo, an der Spitze, traten zwanzig Ritter vor die Versammlung hin. Unter den wei-

ßen langen Mänteln klangen die Harnische, mit denen sie angetan waren. Ganz gewaffnet, trotzig kühn, erschienen sie vor dem geistlichen Gericht. Die heiligen Väter erschrakten vor den mannhaften deutschen Rittern. Und Graf Hugos feuriger Redestrom trug dazu bei, sie noch mehr einzuschüchtern.

»Ich habe gehört«, war seine kurze, bündige Anrede, »dass diese Synode gehalten wird, den Orden auszurotten. Man wirft ihm grässliche Verbrechen vor, hört ihn nicht ordentlich und verurteilt ihn unüberführt. Ich berufe mich daher auf einen künftigen Papst und auf die ganze Kirche, verwahre mich gegen alles Nachteilige.«

Erzbischof Peter, auch ein deutscher Mann, sprach diese Tempelherren frei; nicht so in Paris, nicht so in allen Reichen der Christenheit. Nach Paris sandte Papst Clemens V. noch drei andere Kardinäle, welche der Prozedur beiwohnen sollten. Die Verbrechen des Ordens sah man für so ausgemacht an, dass man sogar den Orden schon aufforderte, sich zu verteidigen. Die Kommissarien, welche die Verteidigung anhören sollten, waren zuvörderst der Erzbischof von Narbonne, die Bischöfe von Bayeux, von Mende und Limoges, dann der Notarius der römischen Kirche Mattheus von Neapel, die Erzdechanten von Trente und Montpellier; sämtlich vom Papst erwählt.

Der Erzbischof von Narbonne, dem König treu ergeben, eröffnete die Sitzung im Saal des bischöflichen Palastes in Paris. Zweihundertunddreißig Ritter hatte man aus allen Provinzen hergeschleppt.

Monde hatten sich schon an Monde gereiht seit jener plötzlichen Gefangennahme, die Kerkerluft hatte die kräftigen Männer an Leib und Seele geschwächt. Schatten ähnlich,

wankten sie, die abgemagerten Leiber, daher. Die Halle im bischöflichen Palast war mit schwarzen Laken behängt. Ein hohes Kreuzifix, aus Silber geformt, gleich den Kandelabern, um dasselbe her, stand auf dem schwarz behangenen Tisch. Hinter dem Tisch, streng geschieden voneinander, saßen die Kommissarien nach Rang und Würde in gewisser Ordnung. Sie harrten des Großmeisters Jacob von Molay. Der Erzbischof von Narbonne hatte schon längst befohlen, dass man ihn hereinführte, doch erlaubten es des Großmeisters Körperkräfte nicht, diesem Befehl schnell Folge zu leisten. Nur einen dienenden Bruder hatte man ihm gelassen. Zwei Gefangenewärter, auf die er sich stützte, führten ihn herein in die Halle. Mindestens hatte man doch so viel Mitleid mit ihm, oder tat es auch, um die Gefangenewärter zu entfernen, dass man ihm einen Sessel anbot.

Nachdem er sich niedergelassen hatte, fragte ihn der Erzbischof von Narbonne: »Jacob Bernhard von Molay Großmeister des Tempelherrenordens, seid Ihr gekommen, die Verteidigung für Euren Orden zu übernehmen?«

»Ich kenne Euch wohl, Herr Erzbischof«, versetzte der Meister nach einem ziemlich langen Schweigen. »Ihr seid der Erzbischof von Narbonne, vom Papst, von unserem Superior erwählt, die Verteidiger des Ordens anzuhören. Wohl, ich erkenne Euch dafür an, und auch diese Eminenzen und hochwürdige Herren. Drum vernehmt meine Beschließung. Der Orden ist von der römischen Kirche abhängig und steht unter ihrer Gewalt. Die Päpste haben ihn bestätigt und ihm verschiedene Privilegien verliehen. Den Päpsten steht das Recht zu, ob er von seiner ersten Einrichtung abgewichen ist, zu untersuchen, und ein gerichtliches Verfahren gegen den Orden zu verhängen. Die Päpste können sogar verordnen, dass eini-

ge Ritter die Verteidigung des Ordens übernehmen sollen – doch mir allein dies aufzutragen, diese Verteidigung sogleich anzustellen, das ist ein Antrag, Ihr Herren, der mich in das größte Erstaunen setzt. Zu einer Sache von solcher Wichtigkeit wird eine weit längere Zeit erfordert. Kaiser Friedrich liefert ja das Beispiel: Die Päpste klagten

ihn ob verschiedener Verbrechen an, und es wurden ihm so lange Fristen bewilligt, dass seine Absetzung sich zweiunddreißig Jahre verzögerte. Überdies bin ich weder geschickt noch gelehrt genug, mich eines so großen Unternehmens allein zu unterfangen. Nicht, dass ich nicht entschlossen wäre, alles, was ich vermag, für die Verteidigung eines Ordens zu tun, von dem ich so viel Gutes und so viel Ehre genossen habe. Ich müsste ja der Niederträchtigste, der Unwürdigste und Verächtlichste unter den Menschen sein, wenn ich bei einer solchen Gelegenheit einer so wesentlichen Pflicht kein Genüge täte!«

Der Erzbischof von Narbonne erwiderte auf all dies: »Wir fragen Euch nur, ob Ihr die Verteidigung übernehmen wollt?«

»Kann ich sie denn übernehmen, Herr Erzbischof? Bin ich nicht Gefangener des Papstes und des Königs? Habe ich Geld zu den nötigsten Kosten? Erlaubt, dass ich mir einen Konsulenten nehme und ich werde den Orden rechtfertigen, die Unwahrheit der Verbrechen, deren man ihn beschuldigt erweisen. Denkt ja nicht, dass ich mich auf das Zeugnis der Ritter stütze; nein! Wo irgend nur der Orden Güter hat, da sollen Könige und Fürsten für ihn zeugen. Unverdächtiger sind sie als alle anderen, denn mit den Komturen des Ordens standen sie nie im besten Vernehmen.«

»Hört, Jacob von Molay«, wandte der Erzbischof ein, »eini-

gen Aufschub kann ich Euch wohl bewilligen, doch bin ich verbunden, Euch bekannt zu machen, dass man in Glaubenssachen allein und selbst reden muss. Ich kann Euch weder Konsulenten noch Advokaten zugestehen. Bedenkt und überlegt daher wohl alles genau; vornehmlich aber dasjenige, was Ihr im Verhör selbst gegen den Orden ausgesagt habt.«

»Meine Aussage gegen den Beichtvater des Königs ist ganz anderer Natur, als dass sie bei der Verteidigung des Ordens in Anwendung gebracht werden sollte ...«

»Denkt das nicht! Sie stimmt so ziemlich mit der Aussage der anderen Ritter überein. Wir haben sie auch schriftlich, in aller Form, selbst Eure Aussage von Chinon, in Gegenwart der Kardinäle.«

»Da bin ich doch begierig, sie zu hören.«

»Lest, Herr Notarius.«

Mattheus von Neapel erhob sich: »Ich gestehe, dass bei Aufnahme manchen Ritters in den Orden Simonie getrieben worden sei.«

»Bleibet Ihr bei der Aussage?«, fiel der Erzbischof von Narbonne ein.

»Es ist wohl möglich und auch leicht vorauszusetzen, zumal, da der Orden so ausgebreitet ist, dass eines oder das andere von des Ordens Mitgliedern seines Vorteils halber Simonie getrieben hat. Doch die Regel des Ordens lautet streng dagegen. Ihr Herren kennt die Regel nicht: Wer Simonie begeht, wird ausgestoßen, wer aber ein Geschenk annimmt, verliert sein Kleid.«

»Das Gesetz«, bemerkte der Erzbischof, »ist gut, und wer es gegeben hat, mag auch gut gewesen sein. Doch besser wäre es, wenn es der Orden gehalten hätte.«

»Der Orden stellt sich in mir dar: Ich bin der Großmeister

desselben und will Euch durch eine geschichtliche Tatsache den Beweis liefern, dass Simonie im Orden streng bestraft wurde.«

»Wenn der Orden dergleichen Vergehen bestrafte, wie könnten wir und die ganze Christenheit dem Orden diese Vergehen anrechnen!«

»Herr Erzbischof, darüber kann ich nicht entscheiden. Doch hört mich und dieser Punkt wird entkräftet sein.«

»So spricht. Man soll nicht sagen können, dass wir von Euch nur Schweigen verlangt hätten, wie so mancher Böswillige verlauten lässt.«

»Es begab sich zur Zeit des Meisters Armand de Périgord, dass Einige der ältesten Brüder Gewissensbisse fühlten und mit weisen Männern zu Rate gingen. Da es sich nun befand, dass sie durch Simonie den Eintritt in den Orden erhalten hatten, bereuten sie solches herzlich und traten vor den Meister, Bruder Armand de Périgord, dem sie es mit vielen Tränen und großer Traurigkeit des Herzens bekannten und all ihr Tun entdeckten. Der Meister aber war sehr bekümmert darüber, indem sie alte Ritter von gutem Wandel und guter Religion waren, und hielt geheimen Rat mit den ältesten und weisesten des Ordens und denen, so um die Sache wussten. Er befahl ihnen, kraft der Obedienz, mit keinem Menschen davon zu reden, ihm aber redlich und zum Besten des Ordens zu raten. Sie aber sprachen und urteilten so, dass die alten Ritter so weise und von so gutem Wandel wären, dass es dem Orden zu großem Nachteil und zu großer Ärgernis geraten würde, wenn man sie desselben verlustig erklärte. Und da sie die Sache nicht weiter treiben

wollten, schickten sie einen Bruder nach Rom, welcher dem Papst den ganzen Vorgang berichtete und ihn bat, den Erzbi-

schof von Cäsarea, einem Freund und Vertrauten des Ordens, Vollmacht zur Entscheidung dieser Sache zu geben. Solches tat der Papst willig und schickte ihnen die Vollmacht, welche die Brüder an den Erzbischof von Cäsarea durch einige von denen Brüdern, welche im geheimen Rat des Meisters gewesen waren, übersandten. Einer von ihnen wurde zum Komtur gemacht und erhielt das Recht, mit dem Rat der Übrigen aufzunehmen. Diese Brüder kamen also gleich mit denen, die der Simonie schuldig waren, nach Cäsarea und übergaben dem Erzbischof die päpstliche Bulle, welche den Befehl enthielt, die Brüder nach der Ordnung zu absolvieren, wie man von der Simonie loszuzählen pflegt. Die Brüder aber überließen sich gänzlich seinem Rat. Er sagte ihnen, dass es würde gut getan sein, wenn sie ihr Kleid ihrem Komtur ließen. Dieser nahm es ihnen ab, und der Erzbischof absolvierte sie. Der Komtur aber und die mit ihm versammelten Brüder traten seitwärts in ein Gemach und hielten Kapitel. Dahin kamen die Brüder, welche das Kleid gelassen hatten und baten um Gottes und unserer lieben Frauen willen, um die Gemeinschaft des Ordens. Der Komtur ließ sie herausgehen, fragte die Brüder um ihre Meinung, welche in die Bitte des Erzbischofs und der Brüder einwilligten und sie ganz von Neuem aufnahmen, als wären sie nie vorher Brüder gewesen. Solches aber geschah, weil sie sehr lange im Orden gewesen, weise und alte Brüder von guter Aufführung und Religion waren.«

»Seid Ihr am Ende mit Eurer Geschichte?«

»Ja, Herr Erzbischof, und ich denke, sie wird zur Genüge beweisen, dass Simonie im Orden bestraft wird; nicht begünstigt.«

»Ihr widerruft also Eure Aussage vor den drei Kardinälen?«
Jacob von Molay wurde verlegen.

»Es ist also ausgemacht, dass Ihr widerrufen habt? «

»Ich habe nicht widerrufen, Herr Erzbischof, habe auch hier eingestanden, dass Mitglieder des Ordens Simonie getrieben haben; nicht aber, dass sie im Orden erlaubt sei, oder üblich.«

»Weiter ... weiter!«, rief der Erzbischof dem Notar zu.

Dieser las, dass die Superioren diejenigen töten ließen, die sich weigerten, den Gesetzen, welche man ihnen vorschrieb, sich zu unterwerfen.

»Das sollte ich gestanden haben?«, rief der Meister mit allen Zeichen eines Zornerregten. »Wie ist es möglich, dass ich solches gestanden hätte! Die Regel lautet: Wenn ein Bruder einen Christen oder eine Christin tötet oder töten lässt, so ist er des Ordens verlustig!« Und mit fliegendem Atem erzählte er: »Es geschah in Antiochien, dass ein Bruder, Namens Paris, und zwei andere Brüder in seiner Gesellschaft, christliche Kaufleute umbringen ließen. Die Sache ward von anderen in Erfahrung gebracht, und man fragte sie, weswegen sie solches getan hätten. Sie aber antworteten, ›die Sünde habe sie dazu verleitet.‹ Der Komtur ließ sie um Barmherzigkeit bitten und ihr Urteil wurde aufgehoben. Die Sache kam vor den Konvent, welcher sie aus den Orden stieß. Sie wurden hierauf durch Antiochien, in Tripolis, Tyrus und Akra geißelt, und während der Geißelung rief man: ›Seht hier die Strafe, die der Orden an diesen bösen Menschen ausübt!‹ Danach wurden sie zum Schloss Pèlerin in ein ewiges Gefängnis gebracht, wo sie starben. Sind es nicht nur Christen, welche wir aufnehmen; wie könnten wir uns an einem Christen so vergreifen, dass er sein Leben ließe! Unterschoben, falsch, lügnerisch, ja, schändlich ist diese Akte über meine Aussage!«

»Davon ist jetzt nicht die Rede. Ich werde Euch beweisen, dass Ihr zu helfen wusstet in solchem Fall, denn Ihr wusstet

sehr scharf zu unterscheiden, was Christ und Nichtchrist hieß. Mit der Aufnahme in den Orden war Euer Bruder nicht mehr Christ, sondern ein Ketzer! Habt Ihr doch selbst eingestanden, dass Ihr, nach der Aufnahme, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus verleugnen ließet, sogar alle Heiligen im Paradies, männlichen und weiblichen Geschlechts, und der neu Aufgenommene musste dreimal auf das Kreuz speien und es mit Füßen treten!«

Da bekreuzte sich Jacob von Molay zweimal und wandte sich vom Erzbischof hinweg. Er mochte ihm die Ehre des Wortes nicht mehr gönnen. Die Kardinäle aber fragte er: »Und, Ihr, Eminenzen, Ihr heißt es gut, dass ein ehrlicher Mann, ein Christ wie ich, – denke mich als Glaubensheld bewiesen zu haben – auf so schändliche Weise der Ketzerei beschuldigt werde?«

»Jacob von Molay«, versetzte Kardinal Berenger darauf, »bleibet bei dem, was Ihr ausgesagt habt. Es ist Euer eigener Vorteil, wenn Ihr dabei verharret. Der Glaubensinquisitor würde, wenn er Euch jetzt hörte, Euch, als einen Rückgefallenen in die Ketzerei, zum Feuertod verdammen.«

»Denkt Ihr, dass mich das Feuer schreckt? Das Feuer von Scheiten und Pechkränzen? Hier! Seht her! Auf meinem linken Arm hat griechisches Feuer gebrannt, bis auf den Knochen hat es durchgebrannt und mich freute der Schmerz, denn es war für den christlichen Glauben! Warum ist der Glaubensinquisitor nicht hier? Mund gegen Mund würde er sein schändliches Verfahren sehen müssen! Wir das Kreuz verleugnen? Unsern Herrn und Heiland! Für dessen Glorie unser Blut in Strömen geflossen ist, wir, die Ritter seines Tempels, ihn verleugnen! Es ist unerhört! Es ist noch nicht da gewesen, seit dem Wort Gottes: Es werde Licht!«

»Ereifert Euch nicht gar zu sehr«, warf der trockne Kardinallegat Etienne dazwischen. »Was kann das nützen?«

»Ihr habt ja wohl wieder einen Beweis aus der Regel ...?«, fügte der hämische Landulph hinzu.

»Die habe ich! und mehr als eine! Wäre ich frei und besäße noch alles, was mir jetzt fehlt – o, nur den hundertsten Teil davon – und wären päpstliche Kommissarien Leute, denen man etwas bieten dürfte, so würde ich etwas anderes sagen ...«

»Nur keine Ausforderung an uns!«, setzten ihm die Kardinäle entgegen, da er sich vom Sessel erhob und dem Tisch gar zu nahe getreten war. »Sie anzunehmen, sind wir die Männer nicht.«

»So ist es auch nicht gemeint«, äußerte der Meister mit wegwerfender Miene. »Aber wollte Gott, dass es solchen Frevlern bei uns erginge wie bei Sarazenen und Tartaren, die den Erfindern der Bosheit die Köpfe abschneiden oder mittendurch sie zerteilen.«

»So macht es die Kirche nicht«, war des Kardinallegaten Berengers Antwort. »Sie richtet über Ketzer, die man entdeckt und übergibt die Halsstarrigen dem weltlichen Arm.«

Da haftete des Großmeisters Blick auf dem Mund des Sprechers. Er wusste anfangs nicht, was er darauf erwidern sollte. »Ich sehe wohl! Ich sehe wohl, wie es kommen wird«, hob er langsam an. »Man will nicht weichen von dem Wort *Ketzer*, damit auch ja die Bischöfe das Urteil fällen können. Doch Ihr habt Euch verrechnet, Ihr Herren! Ich weiß, dass Seine Heiligkeit sich das Endurteil über mich und meine vorzüglichsten Komturen vorbehalten hat! Man bringe uns vor den Papst, denn dort sind die Schranken, vor die wir gehören!«

Ehe man dem Großmeister etwas darauf antworten konnte,

öffnete sich plötzlich die Tür, und herein trat der Kanzler Wilhelm von Nogaret. Als er den Großmeister erblickte, wurde sein Ausdruck noch merkbarer. Sogar ungestüm wandte er sich an den alten Mann.

»Nun, nun! Jacob von Molay! Wie gefällt es Euch jetzt in Paris? Nun werdet Ihr wohl aufgehört haben, *Wir von Gottes Gnaden* zu schreiben? Nun wird die Gleisnerei des verbrecherischen Tempelherrn wohl am Ende sein! Nun wird die tausendköpfige Hydra nicht mehr das Gift der Ketzerei in die Christenheit hineinspritzen!«

»Ihr scheint sehr aufgeregt, Herr Kanzler ...«

»Wie sollte ich nicht? Steht Ihr doch vor mir, Ihr, ein Tempelherr! Ein Ketzer! Das verbrecherische gekrönte Haupt eines verbrecherischen Ordens! Der Prozess dauert dem König zu lange«, redete er barsch die Kommissarien an. »Das Verfahren ist zu langweilig. Der König will, dass man nicht säume; ich sage Euch das in seinem Namen! Warum die Nachsicht mit Ketzern? Diese Brut! Warum lässt man sie sich verteidigen? Klüger, Zeugen haben die Verbrechen erwiesen, die eigenen Geständnisse der reumütigen Ritter. Warum denn dieses Zaudern? Treibt den König nicht zu weit, er könnte sein Parlament versammeln und dann dürfte man nicht mehr nach Eurem Urteilsspruch fragen!«

»Wir sind vom Papst bestellt«, meinte Berenger bescheiden, aber fest. »Die Verteidiger des Ordens anzuhören, das ist unsere Pflicht, unsere Schuldigkeit ...«

»Und mich schickt der König, Herr Kardinallegat, dass man nicht Missbrauch mache von der Erlaubnis, den Orden verteidigen zu dürfen.«

»Ich habe den Vorsitz«, rief der Erzbischof von Narbonne. »Wollt Ihr etwas, Herr Kanzler, so wendet Euch an mich!«

Der Kanzler und der Erzbischof verstanden sich zu gut miteinander, als dass sich der Erstere diesem Befehl nicht hätte fügen sollen.

Darum fragte er unmittelbar darauf: »Wie weit seid Ihr denn eigentlich gekommen, Herr Erzbischof? Bleibt Jacob von Molay bei seiner Aussage in Chinon?«

»Das nicht – jedoch ...«

»Er widerruft also?«

»Wie man es nehmen will.«

»So ist er ein Rückgefallener!«

»Herr des Himmels«, seufzte Jacob von Molay, »wie magst du es dulden, dass man so mit mir verfare? Was habe ich verschuldet, dass ich dem Hohn, dem Elend preisgegeben worden bin? Dass ich der Rachsucht eines so erbärmlichen Sklaven bloßgestellt worden bin! War ich doch stets dein rüstiger Kämpfer, dein Ritter. Man hat mich ausgestoßen aus der Gemeinschaft mit deiner Kirche! Der Ketzerei beschuldigt man mich, mich, der den Ungläubigen mit Feuer und Schwert verfolgte! Was ich verabscheut habe, ein wahrer Christ, das beschwören Christen über mich herauf, um mich zu verderben! Ist denn dein Ohr verschlossen? Drang nicht das Geschrei der Gefolterten in deine Himmel hinauf? Hörtest du nicht die letzten Seufzer derer, welche in ihren Kerkern an gebrochenen Gliedern, an grässlich zerrissenen Leibern gestorben sind?«

»So ist es recht, Jacob von Molay«, war des Kanzlers hämische Bemerkung. »Wenn das Wasser an die Kehle geht, dann ist unser Herrgott eine gute Aushilfe.«

»Auch sind wir hier nicht versammelt«, fiel ihm der Erzbischof bei, »um Eure Stoßseufzer anzuhören. Es warten noch mehrere. Habt Ihr der Verteidigung noch etwas beizufügen,

so fasst Euch kurz.«

Aber Jacob von Molay antwortete nicht mehr. Mit Verachtung blickte er auf die Kommissarien, und Wilhelm von Nogaret gönnte er auch nicht einmal diesen Blick. Ein Wink des Erzbischofs, und man führte ihn aus der Halle. Es währte nicht lange, so traten Bois de Boulogne und Montroyal herein. Der Erstere trug ein Manifest, welches er im Namen der Verteidiger des Ordens entworfen worden war. Nachdem man ihm die Erlaubnis erteilt hatte, es vorzulesen, entfaltete Boulogne das Manifest, las mit einem Feuer, dessen nur die Unschuld fähig ist, oder der Verteidiger der wahren Unschuld. Es enthielt hauptsächlich folgende Punkte:

1. dass man nie ein Beispiel von einer ähnlichen Prozedur gesehen habe, die mit so großer Übereilung in einer Sache von solcher Wichtigkeit und gegen einen so ehrwürdigen und berühmten Orden angestellt worden sei;

2. dass man bei dieser Prozedur keine der von den Gesetzen vorgeschriebenen Formalitäten beobachtet habe;

3. dass Hass, Wut, Ungerechtigkeit und Gewaltsamkeit allein dabei den Vorsitz gehabt hätten;

4. dass man ohne Beweis, ohne Untersuchung, damit angefangen habe, an einem und demselben Tag alle Ritter in Haft nehmen zu lassen, dass man sie in dunkle Kerker geschleppt und sie für schuldig erkannt hätte, ehe sie angeklagt und befragt worden wären;

5. dass man sich zu gleicher Zeit aller ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter bemächtigt und dadurch das Gesetz verletzt hätte, welches verbietet, sie im Besitz zu nehmen, wenn der Beklagte im Gefängnis ist;

6. dass man den Zeugen, bei den angestellten Verhören, nicht ihre Freiheit gelassen hat, sondern, um sie zu dem Ge-

ständnis desjenigen zu bringen, was der Wut ihrer Feinde und der gehegten Absicht, den Orden zugrunde zu richten und abzuschaffen, zuträglich wäre, den Anfang damit gemacht habe, sie auf die Folter zu bringen und sie grausam zu quälen und zu martern, sodass viele davon gestorben wären, deren Blut noch um Rache schreie. Andere seien dadurch ungesund und zu Krüppeln geworden.

7. dass es gar nicht zu verwundern sei, dass die meisten, um so grausamen Martern zu entgehen, alles, was man gewollt, alles, was zu bekennen man ihnen vorgeschrieben habe, bekannt hätten;

8. dass man sie gezwungen habe, nicht allein ungereimte und lächerliche Lügen gegen den Orden, sondern auch abscheuliche Verbrechen gegen sich selbst auszusagen;

9. dass man solchen, durch Gewalt erpressten Aussagen keinen Glauben beimessen müsse noch könne, weil dem Aussagenden dann alles fehlt: die Tugend, welche ihm die Standhaftigkeit einflößen sollte, eher zu sterben, als abscheuliche Verbrechen zu bekennen; die Beurteilungskraft, die nicht mehr frei ist, sodass sie die Folgen ihres Geständnisses nicht mehr einzusehen vermögen; ja, das Gedächtnis selbst, das in der Verwirrung, in der Furcht und im Schmerz ihnen nicht erlaubt, sich der Dinge, wie sie geschehen sind, genau zu erinnern;

10. dass man sich außer der Gewalt und Grausamkeit auch noch der Verführung bedient habe, um ihnen diese Bekenntnisse zu entreißen; dass man ihnen zu diesem Ende Schreiben des Königs vorgezeigt hätte, welche ihnen zu erkennen gegeben haben, dass sie sich umsonst bemühen würden, einen bereits verdamnten Orden zu verteidigen, und die Versicherung erteilten, dass, wenn sie Dinge, deren man sie beschul-

digte, bekenneten, man ihnen Leben, Freiheit und ein ansehnliches Gehalt geben würde, um außer dem Orden mit Ehren und bequem leben zu können.

»Was? Ihr Herren«, schloss Boulogne, »kann es vernünftigen Leuten wohl in den Sinn kommen, dass so viele Männer von vornehmer Abkunft einen Stand gewählt haben und in einen Orden getreten sein sollten, in welchem man sie plötzlich die Religion verändern ließ, in welchen sie traten, um selig zu werden, und gleichwohl in ihr ewiges Verderben billigten? Was? Keiner von ihnen hat widerstanden? Alle sind beharrt? Sie haben alle abscheuliche Verbrechen begangen. Keiner hat etwas dagegen gesagt, keiner hat etwas bereut? Das Geheimnis ist zwei Jahrhunderte hindurch verschwiegen geblieben? Es sind unglaubliche Dinge, die nicht allein falsch, sondern auch lächerlich, ungereimt, abgeschmackt sind, und die Wut ihrer Feinde, das ungerechte und abscheuliche Vorhaben, einen so ehrwürdigen Orden zugrunde zu richten, unwiderleglich beweisen und die Falschheit der Aussagen aller Ritter dartun, welche Gewalt und Furcht verführt haben, eingebildete Dinge und ungereimte Umstände auszusagen, um welche man sie nicht fragte, weil sie dadurch ihr Glück zu gründen und sich die Gunst des Fürsten zu erwerben glaubten!«

Wie Feuer strömte es zuletzt von Boulognes Mund. Keiner von den Kommissarien wusste etwas darauf zu antworten. Höher und höher glänzte des Generalprokurators Auge.

»Montroyal«, rief er endlich, »die Tugend siegt! Der Sieg ist unser!«

»Ihr seid vorlaut«, nahm der Kanzler das Wort. »Es wird hier kein Urteil gefällt über den Orden, man wird hier nur seine Verteidiger hören. Seine Majestät, unser gnädigster Kö-

nig, wird ein Parlament in Pontoise versammeln. Dort wird es sich ausweisen, wie man gerecht und nachsichtig gegen den Reuigen, rücksichtslos und streng gegen den Verstockten verfahren soll!«

»Sprecht Ihr, lieber Bruder«, mahnte Boulogne seinen Unglücksgefährten Montroyal. »Was helfen hier die besten Gründe? Man hat es ja darauf abgesehen, uns zu verderben.«

Der kriegerrische Montroyal schonte die Kommissarien ebenso wenig, wie er den Kanzler, den König und den Papst schonte. Er wurde endlich so heftig, dass er sich der beleidigendsten Ausdrücke bediente.

»Sünde und Schande ist es«, rief er, »dass man sich unterstanden hat, einem geistlichen Orden so viel schändliche Verbrechen aufzubürden! Dass man die Ritter durch Martern, sie einzuräumen, gezwungen hat! Die Wahrheit aber soll sich vor dem Papst finden! Er ist unser einziger, unser natürliche Richter. Keiner von uns wird sich seiner Gerichtsbarkeit entziehen, selbst der Meister kann sich ihrer nicht entheben. Ist der Orden nicht heilig? Konsekrieren seine Priester nicht den Leib und das Blut Christi nach dem Gebrauch der katholischen Kirche? Wer will das in Abrede stellen? O, welche Pfiffe, welche Dummheit, miteinander gepaart, uns für Ketzer auszuschreien! Wir sollen unseren Herrn und Heiland verleugnen – und im letzten Krieg gegen die Ungläubigen werden vierundzwanzig Tempelherren gefangen. Der Sultan bot ihnen nicht allein Leben und Freiheit, sondern auch die höchsten Ehrenstellen an, wenn sie sich zu Mahomed's Lehre bekennen wollten. Sie alle schlugen es mit Unwillen ab und litten als Märtyrer. Hätten sie bei ihrer Aufnahme Jesus Christus verleugnet, was wäre ihnen alsdann gelegen gewesen, ihn nochmals zu verleugnen? Würden sie wohl töricht genug ge-

wesen sein, auf eine elende Art umzukommen, wenn sie, dieses Verbrechens bereits schuldig, durch Fortsetzung derselben in der Wollust und den Würden, die man ihnen anbot, hätten leben können? Genug, Ihr Herren, bedenkt wohl, dass, wenn Ihr es zum traurigen Ende führt, die Nachwelt anders über uns richten wird, und es könnte kommen, dass sie über Euch ... den Stab bräche.«

Der Erzbischof von Narbonne versuchte zwar zu beweisen, dass der Orden vor der Anklage selbst nicht makellos gewesen sei, indem der Papst in seiner Bulle ausdrücklich gesagt habe, die Verderbtheit des Ordens sei ihm zu Ohren gekommen. Auch bezog er sich wieder auf die Gerichtsbarkeit der Bischöfe, sobald es Ketzer beträfe. Doch auf den Hauptgegenstand ließ er sich nicht ein. Boulogne und Montroyal wurden wieder weggeführt. Die Sitzung war geschlossen.

Zehntes Kapitel

Die Abgeschlossenheit, in welcher das königliche Ehepaar, seitdem Philipp vom Tempel Besitz genommen hatte, lebte, entzog die Königin und ihre Umgebung seiner Aufmerksamkeit. Auch war er viel zu sehr mit hochwichtigen Dingen beschäftigt, als dass er für sein Haus Auge und Ohr gehabt hätte. Der Königin war es einesteils recht lieb, dass der König, ihr Gemahl, sich jetzt beinahe gar nicht um sie bekümmerte, denn in ihrer nächsten Umgebung befand sich ein weibliches Wesen, tief in Trauer gehüllt. Es war Margot. Bleich, aber schön wie eine weiße Rose, war sie anzuschauen, obwohl der Schmerz aus ihren Zügen sprach. Was kommen musste, kam. Die Gewissensbisse hatten den Waffenschmied, ihren Vater,

auf das Siechbett geworfen, von welchem er sich seit jenem Augenblick, da er im Tempel mit eingeschlossen wurde, nicht wieder erheben sollte. Wie er gestorben war, davon erfuhr niemand etwas, doch ist leicht zu ermessen, welche Vorstellungen sich Margot von seiner Todesstunde machte, da sie sich ihres Vaters beim letzten abenteuerlichen Begegnen erinnerte. Waren nicht auch die Gerüchte vom namenlosen Elend der Tempelherren auch zu ihm gedrungen? Was im Louvre die Königin und ihre nächste Umgebung bestürzt machte, musste das nicht des Waffenschmieds Geist ganz und gar verwirren? Und hätte man ein Herz, aus kaltem Marmor geformt, in der Brust getragen, das Verfahren gegen die Tempelherren hätte es erweichen müssen. Ein Parlament zu Pontoise, dem König Philipp in aller Form beiwohnte, die letzte Bulle des Papstes, in welcher er den Vätern der Konzilien erlaubte, über die Ritter ein letztes Endurteil zu sprechen und in ihrem Urteilspruch nicht den ganzen Orden überhaupt, sondern jeden Tempelherrn insbesondere zu begreifen, die Zeugen durch alle Mittel und Wege zur Aussage zu zwingen – und König Philipp mit seinem Parlament zu Pontoise, König Philipp, der weltliche Arm, der Feuerball, der den Hass der Geistlichkeit noch höher aufflammen machte, als er je gewesen war!

Die Königin fühlte jetzt ihre Ohnmacht. Warum kam Philipp jetzt gar nicht mehr in den Louvre? Wäre er nur gerecht gegen die Tempelherren gewesen, so würde er Johannas Vorwürfe nicht ausgewichen. Sie erkannte nur zu gut, dass Philipp sein Unrecht fühlte. Hier war nicht mehr zu helfen, nicht mehr zu retten. In den abscheulichen Kerkern, bewacht von des Königs Helfershelfern, harrten die Ritter ihres Endurteils. Wer konnte der Königin verargen, dass sie es kaum noch

wagte, zum Vorteil der Unglückseligen zu sprechen? Sie schwieg und erwartete, in tiefe Trauer versenkt, wie sich die hoffnungslose Sache entscheiden würde. Dennoch aber konnte sie nicht unterlassen, jede Kunde anzuhören, welche in den Louvre drang. Getreulich überbrachte diese stets einer von denjenigen Rittern, welche der Königin Dienste versahen. Er hieß Placian, war im Dienst bei Hofe ergraut und ehemals ein Freund des Großmeisters Molay gewesen. Auch heute berief Johanna den Ritter Placian zu sich, denn ein dunkles Gerücht, dass man ein Endurteil zu Pontoise gefällt habe, durchlief Paris und war auch an sie gekommen. Da stand Johanna dem Ritter gegenüber. Sie bebte, ihn zu fragen, denn nur noch größeres Unheil, als sie schon erfahren hatte, fürchtete sie aus seinem Mund.

»Was ist Euch zu Befehl, gnädigste Frau?«, fragte Placian.

»Ich befehle nicht, Herr Ritter. Befehlen ist in dieser Zeit Verlockung zur Sünde, zum Verbrechen und doch ... doch! Wenn ich befehlen dürfte, willkürlich befehlen dürfte wie mein königlicher Herr und Gemahl ... ich glaube nicht, dass ich mich versündigen würde. Ich wollte Euch etwas fragen: Man sagt mir, vor dem Louvre sei gestern ein Volksauflauf gewesen. Auch war mir so, als ob ich das dumpfe Geräusch von vielen Stimmen hörte. Ist es wahr, Herr Ritter? Was wollte das Volk vor dem Louvre?«

»Hohe Königin, lasst mich schweigen. Wenn ich Euch das beschriebe, so würdet Ihr Euch entsetzen.«

»Glaubt das ja nicht, Ritter. In dieser Zeit ist es sehr notwendig, dass man ein eisenstarres Herz in der Brust trage, damit es auch nicht breche, und die Gräuel, welche jetzt geschehen, ertragen könne. Freilich wird nagender Gram, Schmerzensglut, auch das harte Erz durchdringen. Doch was tut es! Be-

halten wir doch davon Schlacke in der Brust, und das ist genug für einen Thron von Frankreich.«

»Ihr werdet bitter, große Königin ...«

»Bitter könnte ich werden, wenn Ihr mich große Königin scheltet! Ich brachte Philipp ein Königreich zu, besaß sein Herz, teilte seinen Thron. Meine flehentliche Bitte aber rührt sein Herz nicht, und dann, statt auf seinem Thron zu sitzen, lässt er mich im Louvre gleich einer Gefangenen bewachen!«

»Nicht doch, hohe Frau ...«

»Aber Navarra ist mein!«, loderte die Königin auf, ohne des Ritters Worte zu beachten. »Meinem Ludwig zwar ist der Thron verliehen; der wird seiner Mutter Bitte nicht von seinem Herzen weichen. Flüchte sich der Tempelherren Schar aus allen Reichen der Christenheit in das paradiesische Navarra. Stark wird es werden durch sie, und sie werden erstarken unter meinem Schutz!«

»Königin, vergebt, ich darf solche Worte nicht hören.«

»Ihr habt recht, Herr Ritter, ich fühle, dass ich zu weit gegangen bin. Es kommt mir zu, Euch nicht in die Verlegenheit zu versetzen, dem König solches hinterbringen zu müssen. Doch darf ich wohl von Euch verlangen, dass Ihr mitteilt, was den Volksauflauf vor dem Louvre veranlasst hat. Mir kann das Volk nicht zürnen, dessen bin ich gewiss, denn ich war immer seine gnädige Königin.«

»Euch Königin? Euch das Volk zürnen ...? Euch ...? Nein, Königin! Euch zürnt das Volk nicht. Wie könnte es auch? Das französische Volk, Königin, ist ein gutes Volk und seine Stimme kommt vom Herzen und dringt zum Herzen. Hier in diese Gemächer herein konnte diese Stimme nicht dringen, denn ein Steinklumpen birgt den Kern des Guten, birgt Euch, Königin! Aber ich habe es gehört, das empörte Volk, und nur des

Einganges in den Louvre während, meiner Ritterpflicht getreu, durfte ich mich nicht entfernen.«

»Was war es denn, Herr Ritter? Was empörte denn das Volk so sehr? So sprecht doch! Eure Züge sehe ich ja erbleichen! Als ob ein furchtbar Grauen aufgestiegen wäre in Eurer Brust, so zuckt Euer Auge von einem Winkel in den anderen!«

»Mag es denn, Königin, länger kann ich es Euch doch nicht verhehlen. Durch alle Provinzen dieses Reiches hat sich das Gerücht verbreitet, dass man darauf ausginge, die Güter der Tempelherren auszuplündern. Räuberisches und diebisches Gesindel strömte nach Paris, unter ihm ein wild verwegener Köhlerhaufen aus dem Wald bei Roucy. Der erwartete gierig, dass man das Zeichen gäbe zu der allgemeinen Plünderung, trieb sich umher in den Straßen, und nährte sich die Zeit vom diebischen Erwerb. Da kam die Nachricht vom Endurteil, welches über die Tempelherren gefällt worden war.«

»Es lautet, Ritter?«

»O, dass ich taub wäre, um es nicht gehört zu haben!«

»Doch nicht blutig?«

»Nein – o, nein! Nicht blutig! Keineswegs blutig! Aber man unterscheidet scharf auf einem Concilio. Die heiligen Väter wissen recht gut die Quelle, in welcher sie sich die Hände waschen. Nun, es sind ja nur an die sechzig oder siebzig, welche ihre Aussagen widerrufen haben. Das ist ja Kinderspiel, so wenige Scheiterhaufen anzuzünden!«

»Was sagt Ihr, Ritter? Ihr macht mich beben und mein Herz schrumpft zusammen, von diesen Worten verzehrt. Man wird doch nicht ...?«

»Man wird, fragt Ihr, Königin. Freilich! Wird man nicht«, brach er grimmig hervor, »was man getan hat, wird man nicht mehr!«

Diese Nachricht erschütterte die Königin so sehr, dass sie sprachlos nach der Lehne eines Sessels greifen musste. Ritter Placian trocknete eine Träne vom alten Auge. Mit viel Mühe gelang es endlich der Königin, sich soweit wieder zu fassen, dass sie dem Ritter befehlen konnte, weiter fortzufahren. Der gehorsame mit Widerstreben.

»Auf dem St.-Antonius-Feld, Königin, waren zwanzig Scheiterhaufen angezündet. Sie brannten aber nicht lichterloh, denn nur Kohlen glimmten darin. Die Haufen waren anzuschauen wie glühende Betten, und in schwarzen Wolken stieg der erstickende Qualm hinauf zu des Himmels Blau. Eine unzählbare Menschenmenge versammelte sich schon mit Tagesanbruch. Sie wuchs mehr und mehr, Kopf an Kopf stand das Volk von Paris und harrte eines Schauspiels, wie es noch nicht in der Weltgeschichte da gewesen war. Die Sonne stand beinahe im Mittag, da trennten des Königs Wachen das Volk und öffneten eine Gasse, die zu den Scheiterhaufen führte. Selbst die wilden Gesichter der rohen Krieger sprachen Schrecken aus und Angst, da ihre Blicke auf die glühenden Haufen und die verwilderten Henkersgestalten fielen. Aber dem Befehl getreu, kreuzten sie die Schafte der Hellebarden, deren scharfe, emporgestreckte Spitzen und Schneiden einem jeden drohten, der es wagte, in die Gasse zu dringen. Ein dumpfes Gemurmeln durchlief plötzlich das Volk. »Sie kommen! Sie kommen!«, raunte einer dem anderen zu. Und siehe da! Durch die Gasse daher bewegte sich der Zug der Kardinäle, Bischöfe und sämtlichen Geistlichen, um den Urteilsspruch zu vollziehen.«

»Entsetzen!«

»Bleibt ruhig, Königin, bleibt ruhig, ich will es Euch weiter erzählen und dann sorgt, dass Ihr Tränen habt, damit Euer

mildes Herz erleichtert werde. Den Zug eröffnete der Beichtvater unseres allergnädigsten Königs, Pater Wilhelm, an seiner Seite die beiden Zeugen, welche des Waffenschmieds Anklage bestätigt hatten – der Prior von Montfaucon und Noffo Dei. Hinter der Geistlichkeit erschien eine unabsehbare Reihe von Karren mit schlechten Pferden bespannt. Auf jedem derselben saß ein Tempelherr mit Ketten belastet und ein Bettelmönch neben ihm. Vierundfünfzig Karren zählte ich, Königin, und die Totenstille, welche sich aufs Volk herniedergesenkt hatte, drohte mich zu ersticken. Unseres allergnädigsten Königs Leibwache beschloss diesen traurigen Zug. Ihr schlossen sich die Krieger an, welche die Gasse gebildet hatten und zogen einen bewaffneten Kreis um die Scheiterhaufen, um die Henker, um die Ritter, welche man von den Karren gehoben hatte. Der Glaubensinquisitor verfügte sich nun auf seinen erhöhten Sitz, ermahnte sämtliche Ritter, dass sie die erste Aussage bestätigen möchten und sie sollten nicht des Feuertodes sterben. Der König wolle ihnen Leben und Freiheit schenken, nur möchten sie der Kirche den Sieg lassen und nicht in der Ketzerei verharren. Sie aber blickten einen den anderen an, reichten einander die Hände und verbanden sich so zum gemeinschaftlichen Tod. ›Ha!‹, rief einer unter ihnen, ich glaube, man nannte ihn Montroyal, ›oft, Ihr Brüder, war ich Euer Vorkämpfer in der Schlacht, so lasst mich denn heute Euch den Weg zum Tod zeigen! Fahret wohl – dort sehen wir uns wieder!‹ Und trotz seiner schweren Fesseln sprang der Ritter zum Scheiterhaufen hinauf, ihm folgten zwei, drei, vier seiner Brüder. Das Bett war zu klein, zum anderen drängten sie sich hin, drängten sich zum Tod und priesen Gott, den Herrn! Noch höre ich sie, die Jubelhymnentöne, wie von der Höllenglut verdorrt, der eine nach dem anderen

war, verstummt. Den Preisgesang des Herrn erstickten bald Qualm und Glut! Was ist Euch, Königin? Soll ich um Hilfe rufen? Ihr seid blass und leichenfarbig ist Euer Antlitz!«

»Still, still, Herr Ritter, das geht vorüber; eine kleine Anwandlung, nichts weiter.« Johanna seufzte tief auf. »Auch sie mussten ja überwinden und, durch die Feuertaufe geheiligt, stehen sie nun vor Gott. O, Philipp! Philipp! Mögen sie dich an seinem Thron nicht verklagen!«

»Im letzten Stündlein sei ihm Gott gnädig«, murmelte Placian vor sich hin.

»Was sagt Ihr da, Ritter?«

»O, nichts, Königin, ich wollte ... Euch nur ... wegen des Auflaufs, wegen des Volksauflauf vor dem Louvre wollte ich Euch erzählen.«

»Recht so, Herr Ritter, von etwas anderem ... recht ... von etwas ganz anderem.«

»Es wird Euch wohlthätig berühren, Königin, vernehmt. Die Scheiterhaufen waren zusammengefallenen. Doch nicht, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, gab das Volk seinen Beifall zu erkennen: Mitleid, Erstaunen, Schrecken und Entsetzen sprach sich auf den Tausenden von Gesichtern aus. Des Volkes Menge flog vom St.-Antonius-Feld, als ob der Wolf eine Herde Schafe scheucht. Mit fortgerissen vom unwiderstehlichen Strom und, als ob der Himmel selbst das Richteramt verwalten wollte, waren der Prior von Montfaucon und Noffo Dei bis vor den Louvre gedrängt, um sie her ein wilder Köhlerhaufen, mit tollem Geschrei auf sie eindringend. ›Hei! Ihr wackeren Männer, gebt uns die Schätze der Tempelherren! Alte Bekannte sind wir ja aus dem Wald Roucy!‹ Ich eilte in den Louvre, ließ einige von den Wachen hinaustreten und das Volk zur Ruhe ermahnen, um wo möglich, den beiden zu

Hilfe zu kommen, da sie unseres allergnädigsten Königs Huld und Gnade teilhaftig geworden waren. Es gelang mir, das Gesindel, auf einige Schritte wenigstens, von ihnen zu entfernen. Sie beide und ich, wir standen frei, von den Wachen geschützt, inmitten der Menge. ›Kennst du uns nicht mehr?‹, rief eine barsche Stimme aus derselben. ›Kennst du uns nicht mehr, ehemals unser Kumpan?‹

›Er hat vergessen‹, riefen andere, ›dass wir ihn der Bande entledigten, als ihn des Königs Knechte vorbeiführten!‹

›Jetzt trägt er den Kopf hoch‹, mischten sich wieder andere hinein, ›der damals unter dem Bauch des Pferdes hing! Der Abtrünnige! Der Tempelherr! Alles will er für sich allein behalten! Und wir sollen leer ausgehen!‹

›Haben wir nicht sonst die Beute mit dir geteilt? Ehrlich geteilt, wie es Spitzbuben zukommt?‹ Es war ein alter Mann, der, kühner als die anderen, hervorgetreten war. ›Ist das Recht, Prior von Montfaucon? Wir sind gen Paris gezogen, um etwas zu erwerben. Hallo! Du, führe uns! Hast uns ja so oft geführt! Hin, wo die Schätze liegen, welche die Ketzerbrut aufgehäuft hat! Wer würde solch ein Narr sein, in solcher Zeit etwas liegen zu lassen?‹

›Was wollt Ihr?‹, entgegnete der Prior, ›ich kenne Euch nicht; habe nichts gemein mit Dieben und mit Räubern.‹

Königin, glaubt, es war mir Wollust, die beiden vor dem Alten zittern zu sehen, und ich ließ gewähren.

›Was!‹, schrie der Alte, ›du nichts gemein mit uns? Du nichts gemein mit Dieben und mit Mördern? Hast du die Gesetze aus dem Wald bei Roucy so bald vergessen?! Da! Da! Und noch einmal!‹

Und ehe ich mich dessen versehen konnte, war des Alten Messer dem Prior von Montfaucon dreimal in die Brust ge-

fahren. Da eilte ich hinweg, Königin, ich meinte des Himmels Rachearm habe ihn erreicht. Was aus dem Noffo Dei geworden ist, das weiß ich nicht. Aber diese wild verwegene Bande wird ihn nicht gar sanft gebettet haben.«

»Grässliches und Blutiges begibt sich in Paris«, sprach die Königin durch Tränen. »Ach! Es kann nicht anders sein, Herr Ritter. Ein König gab das Beispiel. Wird sein Volk ihm nicht folgen? Schrecklich getreues Volk! Und Philipp du! An der Spitze dieses Volkes. Was willst du, Margot? Ich habe dich nicht hierher gerufen.«

»Hohe Frau, ich hörte alles«, versetzte sie mit metallloser Stimme, »weiß nun, welches Schrecken mein Vater herbeigeführt hat.«

»Ihr seid entlassen, Herr Ritter«, unterbrach sie die Königin. »Erwartet jedoch zu jeder Minute meine Befehle. Margot, ich begreife wohl, wie all diese Schrecken dich empören müssen. Unglücklichste Tochter eines Sterblichen, du schontest meiner königlichen Ehre, meine Gnade sei dir Stab und Stütze fürderhin.«

»Hohe Frau, das Gefühl ist erstorben in meiner Brust, wo ehemals das Herz warm und lebendig pochte, da fühle ich es öde werden, kalt und tot. Ganz fühle ich mich umgewandelt. Es ist mir, als müsste ich meines Vaters Schatten versöhnen. Ich will mich hineinwerfen in den Strudel des Lebens, dass seine Flammen wieder mein Herz erwärmen! Es wird wieder aufflammen, wird emporlodern, aber tödlich dem, der diesem Herzen sich anvertraut! Mein Vater war ein gläubiger Christ, ein wackerer Bürgersmann. Diese gläubige Seele hat man zur schändlichsten, abscheulichsten Tat missbraucht. So schwöre ich denn in Eure Hand, Königin, dass ich, die Verwaiste, den missbrauchten Vater rächen werde, an denen rä-

chen werde, die ein so teuflisches Spiel mit ihm getrieben haben! In Sünden ist er hingefahren, Sünden von guter Absicht erzeugt! Auch ich will sündigen, Königin, mit der guten Absicht, das Gleichgewicht herzustellen, auf dass er nicht ewig verdammt bleibe, auf dass ich zu ihm komme ... bald, sehr bald ... sei es Himmel, sei es Hölle, wenn ich nur bei meinen Lieben bin!«

»Fassung! Fassung, Margot! Der Donner hat geschlagen, wer könnte ihn jetzt noch den Wolken zurückgeben? Fieberhaft rötet sich deine Wange, dein Auge glänzt von verzehrendem Feuer. Finde dich wieder, Mädchen!«

»Nicht wahr, Königin, diese Röte steht mir gut? Der Glanz des Auges reizt ja die Begierde des Mannes! Ha! Ich will ihn an die Brust drücken, den Mann! Hier soll er erwärmen, damit ihn des Todes kalte Schauer desto eisiger umfassen. Rechtet, mit wem Ihr wollt, Königin. Margot ist nicht mehr für die Schöpfung da. Dem Unglück war ich aufbehalten, bin gereift auf seinem verbrecherischen Boden. So will ich auch des Unglücks schreckliche Frucht tragen. Wo mein Fuß auch fernerhin noch wandeln möge, da verdorre die grüne Flur unter ihm. Der Hauch meines Mundes führe Pest und Vernichtung mit sich! Denn an dem Hauch des Mundes hat man meinen Vater festgehalten. Ha! Könnte ich der Erde Gewalten jetzt gegeneinander aufhetzen, dass unter dem Rossgestampfe, in wilder Schlacht, meines Vaters Sarg zusammenpolterte. Dann würde ich rufen: Vater! Sieh! Das habe ich getan, ich, deine Tochter, zur Sühne für dich!«

»Placian!«, rief die Königin. »Ritter von Placian! Bringt die Unglückliche hinweg! Der Wahnsinn soll nicht heimisch werden im Louvre!«

»Wahnsinn, Königin ...? Denkt Ihr, dass ich wahnsinnig

sei? O, heilige Himmelsmutter, umnachte du mir den Geist, dass ich, einem Tier gleich, sehe und höre und dennoch nichts dabei empfinde. Ha! Wäre der Wahnsinn bei mir eingekehrt, hätte er in diesem Kopf ein willkommenes Obdach gefunden. Mir wäre besser. Lebt wohl, hohe Frau! Gedenkt meiner nicht im Zorn, wenn Euch ein böses Schicksal überkommen sollte. Ich gehe nun meinen Weg allein, bin eine heimatslose Waise, ein schwaches Weib, dahingegeben den Stürmen dieses Lebensdranges. Ich werde unter seiner Last erliegen, werde untergehen, wie ich muss. Aber, Königin«, schloss sie mit erhobener Stimme, »für ein schwaches Weib ist es süßes Empfinden, wenn des Mannes Größe und Stärke an den Hauch seines Mundes geknüpft ist!«

»Mir wird angst, Herr Ritter. Bringt Margot hinweg - noch einmal!«

»Wohin, königliche Frau?«

»Bringt sie zum Kloster, welches sich Pontrouge zum Aufenthalt gewählt hat. Ich glaube, es ist das Kloster St. Antoine.«

»Folgt mir, Fräulein.«

»Alsogleich, Herr Ritter.« Und Margot kniete vor der Königin nieder, küsste den Saum ihres Kleides, rief: »Vergib, du Gute, der Sünderin!« Und eilte dem Ritter voran.

Elftes Kapitel

Der Prevot von Paris hatte den Großmeister und den Dauphin von Auvergne wieder in ihr Gefängnis zurückgeführt.

Es war nachmittags 2 Uhr am elften Tag des Monats März des Jahres 1312, als man diesen beiden letzten übrig gebliebenen Tempelherren die Todesnot verdoppelte. Beide waren

nicht wiederzuerkennen gegen ehemals. Der Kerker hatte das seine getan in den langen Jahren. Vom rechten Arm fiel eine schwere Fessel herab, die der Eisenring am linken Fuß festhielt. Ärmlich war das Lager von Stroh mit dünnen Decken belegt. Die Speise, welche sie für zwölf Heller erhalten konnten, war nicht hinreichend, ihre Körper vor dem Abmagern zu bewahren. Des Großmeisters Aussehen war grauenerregend; verwildert das Haar, der Bart, welche seit so langen Jahren der Schere und des Messers entbehrt hatten; eingefallen die Augen, deren Glanz erloschen; seinen Zügen aufgeprägt die schreckliche Tünche der Reue, der Reue über Geständnisse, zu welchen ihn Folter und schmeichelnde Verlockung geführt hatten.

Und der Dauphin von Auvergne? Wohin war die Jugendkraft? Wohin die Manneschöne? Wohin die herrliche Gestalt? Unglückselige, die Kerkerluft jahrelang atmen! Eure Kraft geht versiegen, die Kraft des Geistes und des Körpers. Euch erquickt kein Schlaf, denn mit dem Erwachen schwinden die lieblichen Bilder des Traumes. Im Vergleich mit ihnen, fühlt Ihr Euer Unglück doppelt. Unglücklicher, dem der Diener winkwillige Schar auf silbernen und goldenen Schüsseln und Gefäßen Speise und Trank dargereicht hat - ein irdener Napf, ein hölzerner Löffel; das stumm verächtliche Gesicht eines Kerkermeisters. Du würdest dein Unglück nicht so tief empfinden, wenn nicht der Diener winkwillige Schar die herrlichen Speisen, die köstlichen Weine auf silbernen Schüsseln in goldenen Gefäßen dir zugetragen. Hier ein Fürst unter Fürsten, durch Tapferkeit und Klugheit Großmeister des Tempelherrenordens; hier ein Prinz aus königlichem Geblüt, ein Dauphin von Auvergne und eben zurückgeführt aus dem Vorhof der Kirche Unserer lieben Frauen, zurückgeführt in

den erbärmlichen Kerker und mit Ketten belastet. Ohne die beiden weiter vernommen zu haben, hatte man dahin entschieden, sie auf ihre Lebenszeit zwischen vier Mauern zu setzen. Furchtbares Schicksal, gegen welches ein Tod auf dem Scheiterhaufen Wollust ist! Abgeschieden vom Leben dem Tod entgegen zu weinen, welcher, wer weiß, wie spät erscheint. Der Wankelmüt aber, dessen der Großmeister sich schuldig gemacht hatte, da er das tiefste Geheimnis des Ordens in Ausführung zu bringen gedachte, da er nach einer Krone von Jerusalem gerungen hatte, der Wankelmüt war jetzt geschwunden. Überdies hatte man weder ihn noch den Dauphin mit der Folter verschont. Auch ihnen hatte man königliche Briefe vorgezeigt, mit Versprechungen aller Art, wenn sie die Verbrechen bestätigten, die zur Grundlage der Ausrottung des Ordens dienen sollten. Als sie aber das Schicksal der Brüder erfahren hatten, die als verhärtete Ketzer dem Feuertod überantwortet wurden, da schämten sich Jacob von Molay und der Dauphin jeglichen Eingeständnisses. Sie bereuten es sehr, zum Nachteil des Ordens das Mindeste ausgesagt zu haben. Sie fanden sich furchtbar enttäuscht, als der Kardinal von Alban und die verordneten Kommissarien das Gerüst im Vorhof der Kirche Unserer lieben Frauen bestiegen, man sie hinaufführte und das Urteil verlas, dass ein ewiger Kerker ihr Los sein sollte. Der Großmeister selbst unterbrach den Kardinal, trat an den Rand des Gerüsts, schüttelte wild die Ketten und verlangte Gehör vor dem versammelten Volk. Man durfte ihn nicht daran verhindern, denn im Volk war eine für den König sehr gefährliche Stimmung eingenistet. Fühlt man doch Mitleid mit dem verabscheuungswürdigsten Verbrecher, wenn er dem Henker überantwortet ist und so viel edle Herren, deren Glanz und

Größe sich das Volk erinnerte, so viele gepriesene Männer, die mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit sich lieber dem Tod in die Arme warfen; die vor den Augen des Volkes unter Martern lieber den Geist aufgaben, ehe sie Geständnisse bestätigten, welche von ihnen die Folter erpresst hatte. Um wie viel mehr musste deren böses Geschick der Menge zu Herzen gehen. Niemand im Vorhof wagte den Großmeister am Sprechen zu hindern, den Atem selbst bannte man in die Brust zurück, um ihn zu hören. Er sprach für sich und den Dauphin, widerrief alles, was sie beide ausgesagt hatten. Durch die Marter und durch List seien sie dazu gezwungen und verführt worden. König und Papst hätten sie dazu verleitet. Alles, alles widerriefen sie vor dem versammelten Volk, der Orden sei rein und heilig. Sie aber wären bereit, diese einzige Wahrheit in dem großen Lug- und Truggewebe mit dem Tod zu besiegeln. Die Kommissarien erschrakten ob dieses entschiedenen Widerrufs, der Kardinal bot alle Macht der Überredungskunst auf, damit sich die beiden demütigten, damit sie doch mindestens dem Feuertod entrinnen möchten, ja, er bot ihnen am Ende sogar die Freiheit an. Doch alles war vergebens, und man erkannte gar gut, dass man die beiden dem Auge des Volkes entziehen müsste. So waren sie wieder zurückgekommen in ihren Kerker. Hier stärkten sie einer den anderen mit allem Trost, der dem gläubigen Christen am Rand des Grabes zuteilwerden kann. Sie sahen ein, dass ihr Tod beschleunigt würde, denn solange zwei so edle Häupter des Ordens am Leben waren, bestand der Orden noch. Das war auch König Philipps Meinung. Er versammelte seinen Geheimen Rat auf der Stelle, doch kein Geistlicher wurde hinzugezogen. Willkürlicher als jemals ging man in dieser Sitzung zu Werke. Ohne Zeitverlust, befahl Philipp, solle man

die beiden hinrichten, nicht anders als es bei denjenigen geschehen, welche als zurückgefallene, verhärtete Ketzler verdammt worden waren. Philipp selbst erteilte die Befehle zur Errichtung des Scheiterhaufens auf der Insel zwischen den Gärten und dem Augustiner-Kloster. Das Volk zu überraschen, wurden alles mit der größten Eile betrieben.

Es war 4 Uhr nachmittags. Kaum zwei Stunden lang ließ man den beiden Herren noch Frist zum Leben. Der Prevot von Paris führte sie auf die Insel. Der Scheiterhaufen war noch nicht vollendet. Des Königs zahlreiche Wachen vermochten nicht dem Andrang des Volkes zu wehren, doch ihre blanken Waffen drohten jedem, der sich nicht ruhig verhielte. Weder Kardinäle noch Bischöfe waren hier zu sehen, nur königliche Ritter umstanden den Scheiterhaufen. Ein Pfahl ragte hoch über die Scheite hinaus, zwei starke Eisenringe erblickte man etwa in Mannshöhe an demselben. Noch waren die Henker beschäftigt, den Raum zwischen den Scheiten, der einem Kessel glich, mit Kohlen anzufüllen; da mühten sich schon andere von ihnen, den Großmeister auf die Höhe des Scheiterhaufens zu bringen. Der König hatte ja die größte Eile anbefohlen. Jacob von Molars Glieder waren morsch geworden. Auch hier war er noch mit Ketten belastet und auch der Dauphin, der ihm nicht von der Seite wich. Dicht an drängte er sich an den Meister, dem die Kraft fehlte, allein die Todesstätte zu besteigen. Jetzt waren sie beide oben. Man hörte schon das Knistern der anbrennenden Kohlen.

Da erhob der Großmeister, laut wie ehemals, seine klangreiche Stimme: »Ihr Ritter und Herren um mich her und Ihr, Franzosen! Im Angesicht des Himmels und der Erde, mit den heiligsten Eiden der Religion erkläre und beschwöre ich, dass wir unschuldig sind an den Verbrechen, deren man uns be-

schuldigt! Dass der heilige Orden, welchem wir anzugehören die Ehre haben, derselben gleichfalls nicht schuldig sei; dass wir aber ein abscheuliches Verbrechen begangen haben, da wir durch unsere Aussagen uns und unseren Orden so abscheulicher Gottlosigkeit und Gräuel bezichtigt! Die Martern der Folter haben uns Geständnisse erpresst, welche wir auf Bitten des Papstes und des Königs nachher bestätigten; ein abscheuliches Verbrechen, welches mein Herz mit den lebhaftesten Schmerzen durchbohrt! Mit Schrecken trete ich nun hin vor meinen Gott und bitte ihn nun demütig um Verzeihung - Ha! Wenn ich doch dieses abscheuliche Verbrechen nicht begangen hätte! Könnte ich es büßen, Gott versöhnen, ich möchte eine noch grausamere Strafe erleiden! Der Feuer-tod, dem ich jetzt überantwortet bin - ich habe ihn verdient durch die ehrlose Aussage, die ich getan habe - Man bot mir das Leben an, die Freiheit, wenn ich meinen Widerruf zurücknehme. Was sollte mir ein Leben nützen, das ich durch ein zweites Verbrechen erhielt, welches mich noch strafbarer machen würde? Es würde mir verhasst sein, unerträglich!«

In dem Augenblick, da der Großmeister sich an den Dauphin wandte, um von ihm auf immer Abschied zu nehmen, wurden die beiden von den Henkern ergriffen, mit Übereile an den Pfahl geschleppt und mit starken Stricken daran festgeschnürt, die Hände gekreuzt vor der Brust und auch die Füße übereinandergeschlagen, dass sie nicht fähig waren, ein Glied zu rühren. Schon stieg der Qualm von den Kohlen auf, das Knistern derselben zeigte an, dass die Glut überhandgenommen hatte.

Da rief Jacob von Molay dem Dauphin zu: »Wir sterben, Freund, wir werden uns mit Gott versöhnen! Stirb freudig, Bruder! Wirf von dir die Trauer, denn jetzt sind wir frei!«

»Ich bin nicht traurig, Meister«, war des Dauphins Antwort. »Eure Worte sind ja auch die meinen: Der Dauphin von Auvergne wird keinem nachstehen, wo es auf Standhaftigkeit im Tod ankommt! Mich tröstet die Unschuld des Ordens.«

»Und das Verbrechen, welches wir mit unseren Aussagen begangen haben«, gab der Großmeister zurück, »geht in diesen Flammen unter!«

Das »Amen« der versammelten Menge schloss sich unmittelbar an die Worte des Großmeisters. Die Königlichen umher erkannten das Gefährliche ihrer Lage, wenn das Volk noch weiter gerührt würde. Mehrere von ihnen riefen den Henkern zu, dass sie die Scheite anzünden sollten. Mit Blitzesschnelle wurden die Befehle ausgeführt, die Flammen züngelten hier und da, doch jagte sie der brennbare Stoff, mit welchem man den Scheiterhaufen versehen hatte, bald zu einer einzigen Glut hinauf. Ein Feuermeer umwogte die beiden Opfer, nur ihre Köpfe waren noch zu sehen. Da drang des Großmeisters Stimme durch die Flammen.

»Clemens!«, tönte es wie eherner Posaumenton. »Clemens! Treuloser Papst! Ungerechter Richter und Henker! Dich lade ich vor Gottes Richterstuhl. Du wirst vor ihm erscheinen binnen vierzig Tagen! Und du, ungerechter, mörderischer König, du binnen Jahresfrist!«

Eines jeden Herz erbebte, denn einer solchen Stimme war kein Mensch fähig. Prophetisch, unentrinnbar hielt man des Großmeisters Mahnung in der Sterbestunde. Verwirrung und Schreck lagen auf allen Gesichtern. Eine grauenerregende Stille, nur vom Prasseln der Flammen unterbrochen, ließ das Sterbelied des Meisters und des Dauphins deutlich vernehmen. Nicht aber bis zu Ende sollten sie es singen. In ein dumpfes Gepolter ging es unter. Wo es eben noch hell auf-

flamnte, da wirbelte ein erstickender Qualm vom eingestürzten Scheiterhaufen.

Zwölftes Kapitel

Im Tempel zu Paris im Audienzsaal harrte man schon lange des Königs. Von allen Rittern und Hofleuten unterschieden sich neue fremde Gesichter. Niemand wusste, woher sie kamen. Wilhelm von Nogaret, der Glaubensinquisitor und ein Greis, im nicht glänzenden Kleid, diese drei allein waren um sie beschäftigt. Ihre Anzüge verkündeten jedoch, dass sie Hospitaliter waren. Die Ungeduld war ihren Gesichtern eingepägt, denn niemals noch hatten sie in einer Audienz so lange warten müssen. Mit den gleichgültigsten Dingen zwar suchten Nogaret und Wilhelm von Paris sie hinzuhalten; doch vergebene Mühe. Die Ritter kamen immer auf den Hauptgegenstand zurück und sprachen von Besitznahme der Tempelherrengüter.

»Wisset, Herr Kanzler«, sprach der eine, »uns schickt der Meister Fulco von Villaret, die Würdigsten aus dem Orden sendet er dem König Philipp. Mich kennt Ihr, den Generalprokurator Leonard de Thilert, dieser ist Albert l'Allemand de Chateauneuf, Großkomtur, hier der Großprior von Rom, Philipp de Grangana, und jeder von den übrigen Herren bekleidet eine große Ehrenstelle. Ist der König nicht wohl? So mag er die Audienz aufschieben, aber des langen Wartens sind wir überdrüssig. Es ist ja längst entschieden und diese Gesandtschaft kostet nur dem Orden Geld, nicht dem König. Ihm zu Ehren sind wir gesandt worden und denken, eine Ehre wäre wohl der anderen wert.«

»Herr Generalprokurator ...« Der Greis führte ihn ein wenig zur Seite. »Nehmt das nicht so genau. Der König ist jetzt nicht so, wie er sein sollte.«

»Wie das?«

»Man trägt sich so ... mit sonderbaren Dingen und dann ... spricht nicht so laut hier ... man muss die Horcher scheuen ... Ihr erinnert Euch doch, was ich an den Meister im letzten Brief geschrieben habe. Molays Hinrichtung und ... dass er Papst und König vor Gott gefordert habe ...«

»Recht - recht, ich entsinne mich dessen. Der Meister hat mir den Brief gezeigt und erteilte Euch noch großes Lob ...«

»Das gehört nicht hieher, Herr Generalprokurator, dass wir wieder auf den König kommen. Der Papst erkrankte nach der Hinrichtung des Molay. Ich glaube, es war zu Carpentras, die Krankheit mergelte ihn ganz aus. Er meinte, die Luft in seiner Vaterstadt würde ihm besser bekommen. Er wollte sich in einer Sänfte nach Bordeaux tragen lassen, allein die Bewegung der Sänfte vermehrte sein Übel. In einem Städtchen an der Rhone starb er ... sonderbar genug ... gerade vierzig Tage nach dem Tod des Großmeisters.

Nun meint der König ...«

»Dass auch er in der bestimmten Zeit sterben würde?«

»Ihr habt es erraten, Herr Generalprokurator, und darum ist der König zuweilen so sonderbar gestimmt.«

Kopfschüttelnd trat der Generalprokurator wieder zurück zu den seinen. Da erschien der Hofmarschall und deutete der Versammlung an, der König würde heute nicht Audienz erteilen.

Während man hier die Köpfe zusammensteckte, sich missmutig wieder aus dem Audienzsaal begab, befand sich König Philipp in einer so freudigen Stimmung, als ob er die Hälfte

seines Reiches erobert hätte; denn im Tempel selbst wohnte Margot, die schöne Margot, seit acht Monaten die erklärte Geliebte des Königs Philipp. Was kümmerte Philipp eine Audienz? Was kümmerte ihn eine Gesandtschaft desjenigen Ordens, den man im Concilio zu Vienne in den Besitz des größten Teils der Tempelherrengüter gesetzt hatte? Hier war Margot - hier König Philipp am Ziel seiner Wünsche. Heloise von Malhac war vergessen; ihr Bruder und ein Jahresgehalt die Vergütung für verkaufte Frauenehre. Da saß nun König Philipp auf dem goldbefranzten Kissen, in seinem Arm hielt er Margot, die Tochter des Waffenschmieds von Beziers. Kuss um Kuss wechselten die beiden, der schöne Philipp und die schöne Margot!

Da trat ein Kammerdiener herein, der vertrauteste des Königs.

»Wie magst du hier eindringen? Wie kannst du es wagen, hier einzudringen? Ich lasse dich hängen, wenn nicht ein Hochwichtiges dich hieher getrieben hat!«

»Majestät, der Alte ... Eure Majestät kennt ihn ja ... der Hospitaliter, der die Ungläubige zum Christentum ...«

»Jetzt nicht ... nicht jetzt ... versichere ihn meiner Gnade ... ich weiß schon, was er will ... in der Kirche *Unserer lieben Frauen* soll die Ungläubige heute zum Christentum ... ich kann nicht kommen. Er mag zum Kanzler gehen ... zu Nogaret ... mich dürstet ... bringe Wein und Wasser ... der Kanzler kann ihn an den Schatzmeister weisen ... von allem Sprechen wird einem die Zunge trocken ... bringe Wein und Wasser ... Bleibe! Höre ... der Schatzmeister soll ihm dreißigtausend Livres tournois auszahlen ... er hat es verdient ... mich dürstet sehr ... bringe Wein und Wasser! ... Hüte dich aber, hier wieder einzutreten!«

»Eure Majestät, Wein und Wasser?«

»Nichts ... gar nichts, ... geh mir aus den Augen ... Ein König, Margot, ein König ist niemals sich selbst überlassen. Alles drängt sich zu ihm und es ist gerade, als ob er sein eigenes Leben nicht selbst leben sollte ... mich dürstet ... gib Wein und Wasser, Margot ... die Fieberglut ... wenn ich bei dir bin, Margot, ich kann sie nicht mehr Liebesglut nennen ... die Fieberglut verzehrt mich ganz und gar!«

»Hier! Wein und Wasser, mein Philipp.«

»Ha! Das labt ... das labt ... und gierig habe ich getrunken, als ob der ausgebrannte Kiesel die Regentropfen aufsaugt.«

»Nicht wahr, mein Philipp«, Margot stand dicht vor ihm, er konnte sie umfassen, »von deiner Margot Hand kredenzt, mundet dir der Becher?«

»Ja ... ja ... er mundet mir ... doch ... wie so ... sonderbar ... Margot ... plötzlich zieht es ... wie Nebel ... sich vor meine Augen ...«

»Gib mir den Becher, Philipp; eine Hülle für uns beide ...«

»Trink nicht, Margot! Der Wein taugt ... nicht ... ich fühle es in mir!«

Margot aber hatte getrunken, trat weit hinweg vom König. Mit aller Kraft, deren eine Frau fähig ist, rief sie: »König Philipp! Wir beide haben den Tod getrunken!«

»Den Tod?«

»König Philipp«, sprach sie weiter. Wie begeistert drangen die Worte zu ihm hinüber. »König Philipp! Du hast meinen Vater der Verzweiflung anheimgegeben, dass der Wahnsinn genistet im Hirn des gläubigen Bürgers. Glaubst du, König Philipp, dass Liebe mich zu dir hingezogen hat! Tor! Hier am Rand des Grabes sind wir alle gleich. Gift trägst du in dir, seitdem ich dich zum ersten Mal in meine Arme geschlossen

habe!«

»Gift!«, schrie König Philipp.

Da stürzten seine Kammerdiener herein. Erschreckt vom Ausruf schrien sie durcheinander: »Gift! Der König - Gift!«

»JA!«, beschied Margot die erbleichten knechtischen Seelen.
»Aber auch ich habe Gift! Und werde vollenden.«

Zu beschäftigt um den hinsinkenden König, hatte nicht einer Zeit noch Mut, die Hinausschreitende aufzuhalten.

Meine Leser!

Es verschwindet ja so manches aus dem Tatenstrom des Lebens. Warum sollte nicht auch ein Wildgraf Hugo, Großkomtur des Tempelherrenordens in Deutschland, verschwinden können, da ein so trauriges Geschick einen jeden Übriggebliebenen berechtigt, sich dem Auge der Welt zu entziehen? Man sagt, er sei in den Orden der deutschen Ritter getreten. Möglich das; doch, um die Ehre meines deutschen Vaterlandes, um seine Biederkeit und Redlichkeit, will ich hier des deutschen Großkomturs selbsteigenen Worte vortragen. Es war im Jahr 1310, als man die Tempelherren vor das Konzil in Mainz geladen hatte. Der Wild- und Rheingraf Hugo, von zwanzig Ordensrittern begleitet, wandte sich an den Kurfürsten, der Erzbischof und Präsident des Konzils war.

»Ihr vernehme, dass Ew. Kurfürstliche Gnaden und diejenigen, aus welchen diese Versammlung besteht, im Begriff sind, die Ritter vom Tempelorden heute zu abscheulichen Strafen zu verurteilen. Ihr würdet keine größere Ungerechtigkeit begehen können als diese. Man sagt auch, dass man den Orden dieser tapferen Ritter, die mit ihrem Blut den Tempel

des Herrn so lange verteidigt und erhalten haben, die für das gemeine Wesen und für die christliche Kirche von so großem Nutzen sind, abschaffen wolle. Deshalb habe ich mich eingestellt und diese hier, im Namen unserer unterdrückten Brüder, und erklären hiemit, dass Clemens ein ungerechter und barbarischer Tyrann sei! Daher wir an einen künftigen Papst appellieren.«

Deutscher Mund gegen deutschen Mund! Der Papst selbst sandte eine Kommission an das Konzil zu Mainz. Die Ritter waren durch das Urteil des Papstes losgesprochen. Nun reime sich das einer!

Ende des dritten Bandes